Das christliche Bayern.





St. Vigilius.

Das christliche Bayern.

Geschichtliche Uebersicht

der Einführung des Christenthums in Bayern.

Von

Franz Maria Brug.

Mit vier Illustrationen.

Zeichnung von J. A. Engelhart.

Holzschnitt von J. Döring.

Erstes Bändchen

der „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten."

Augsburg 1854.

Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.

F. C. Kremer.

Vorrede.

Der Verfasser, von der Rücksicht geleitet, daß der Zweck dieses Sammelwerkes in erster Stelle darin besteht, der Jugend die Grundsätze der katholischen Kirche tiefer einzuprägen und sie durch die ihr vorgeführten Beispiele zur ununterbrochenen Ausübung ihrer heiligen Lehren zu bewegen, glaubte diese Erzählungen mit der Geschichte der Einführung des Christenthumes, der Quelle aller Kultur und Bildung der Völker, eröffnen zu sollen. Da diese Geschichte der Einführung, dann der allmäligen Entwickelung und Ausbildung des Christenthums in Bayern aber einen Zeitraum von zehn Jahrhunderten umfaßt, so mußte wohl für dieses erste Bändchen unseres Sammelwerkes von dem Plane, in jedem Bändchen die Geschichte eines einzelnen Menschen oder einer einzelnen Familie an jene der jedesmaligen wichtigsten Zeitbegebenheiten anzureihen und mit ihnen zu verflechten, Umgang genommen werden.

In Bezug auf diese Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern selbst muß bemerkt werden, daß Männer von großer Gelehrsamkeit, Männer, die ihr ganzes Leben dem

Studium der Geschichte widmeten, und denen alle vorhandenen Quellen zum Behufe ihrer historischen Untersuchungen zu Gebote standen, die Unmöglichkeit einbekannt haben, eine vollkommen verläßige Kirchengeschichte Deutschlands zu verfassen, da auch bei dem emsigsten Quellenstudium Vieles zweifelhaft oder ganz dunkel bleibt, ja sogar ganze Zeitperioden in völliger Dunkelheit begraben sind. Um so weniger war es nun aber dem Verfasser möglich, seine Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern dieser Dunkelheit zu entreißen und aus den schwankenden Nachrichten, die darüber auf uns gekommen sind, das Bestimmte und Wahre herauszufinden, und er hat es sich daher lediglich zur Aufgabe machen müssen, aus den Geschichtswerken, die ihm zu seiner Arbeit zu Gebot standen, das auszuwählen, was ihm für seine Geschichte tauglich schien. Diese Werke, deren hauptsächlichste der Verfasser hier namentlich aufführt, sind: Falkenstein's Geschichte von Bayern, — Mederer's Beiträge zur Geschichte von Bayern, — Westenrieder's Abriß der bayerischen Geschichte, — Rudhart's älteste Geschichte Bayerns, — Mannert's Geschichte Bayerns, — Zschokke's bayerische Geschichten, — Römer's Geschichte des Bayerlandes, — Winter's älteste Kirchengeschichte von Altbayern, — Hefele's Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland, — Rettberg's Kirchengeschichte Deutschlands, — Freyberg's Erzählungen aus der bayerischen Geschichte,

— Koch-Sternfeld's: Ueber das wahre Zeitalter des heiligen Rupert, — Damberger's synchronistische Geschichte der Kirche und der Welt im Mittelalter, — Ritter's Leben des heil. Severin, und mehrere andere. — Der Verfasser glaubt daher, nur das Verdienst für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, aus diesen Werken das unser Vaterland Bayern Betreffende mit vielem Aufwande von Zeit und Mühe in einen gewissen Zusammenhang gebracht zu haben.

Daß es sich bei dem angegebenen Plane dieses Sammelwerkes nicht um eine gelehrte, den strengen Anforderungen der Wissenschaft genügende Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern handle, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung. Der Zweck dieses ersten Bändchens, als einleitendes zu den nachfolgenden, soll seyn: die katholische Jugend Bayerns zu unterrichten, wie ihre Voreltern von der niedern Stufe des Götzendienstes allmälig zu der erhabenen der Verehrung des einzig wahren Gottes, durch die Gnade eben dieses einzig wahren Gottes, erhoben, und durch zahlreiche christliche Lehrer, die zum großen Theile ihre Lehren mit ihrem Blute besiegelt haben, der Christus-Religion, welche Gesittung und Bildung in ihrem Gefolge hatte, gewonnen worden sind, und wie die Kirche Christi nach und nach immer mehr Raum und endlich eine feste Stellung erhalten hat. — Diesen Zweck hofft erreicht zu haben

Der Verfasser.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Das Christenthum in Bayern in den ersten vier Jahrhunderten.

So dunkel und verworren, als die Geschichte Bayerns selbst in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, ist auch jene der Verbreitung des Christenthums unter den Bewohnern der Gegenden, welche wir gegenwärtig unser Vaterland nennen. Sie scheinen unter römischer Herrschaft besonders durch den Verkehr mit römischen Soldaten, welche Christen waren, mit der Lehre Jesu, diesem Baume des Lebens, welcher seine fruchttragenden Zweige nun über alle Theile der Erde verbreitet, bekannt geworden zu seyn, so daß sich an der Donau schon ganz frühe christliche Gemeinden gebildet hatten.

Da die Geschichte heiliger Männer, der Lehrer des Christenthums, der beste Leitfaden der Geschichte des letzteren selbst ist, so wollen wir auch für die Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern diesen Leitfaden annehmen und verfolgen.

Hermagoras, der Nachfolger des heiligen Marcus im Apostelamte zu Aquileja, sandte im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung

den heidnischen Bewohnern zu Lauriacum (Laurich, Lorch) im Noricum die christlichen Lehrer Syrus und Juventius, um ihnen das Evangelium zu predigen. Im zweiten Jahrhundert finden wir Lucius als einen Apostel Jesu Christi und Verkündiger des Evangeliums in Vindelicien, Rhätien und Noricum. Im dritten Jahrhundert hat der heilige Maximilian die christliche Religion im Noricum fortgepflanzt. Dieser heilige Blutzeuge wurde auf Befehl des römischen Landpflegers Ejulasius im Jahre 285 um Christi willen, weil er den heidnischen Göttern nicht opfern wollte, vor der Stadt Cilly hingerichtet. Sein Nachfolger in Amt und Lehre, der heilige Quirinus, erlitt gleiches Schicksal, indem er wegen seines Lehreifers in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts ertränkt wurde.

Nachdem der römische Kaiser Diocletian ein hartes Verfolgungsedikt gegen die Christen erlassen hatte, eilte Aquilinus, ein römischer Vorsteher, von dessen Geiste beseelt, nach Lauriacum und suchte dort mit gierigem Blicke überall die Christen auf, um sie dem grausamen Befehle des Kaisers zu opfern. Wirklich wurden vierzig derselben ergriffen, mit verschiedenen Martern gequält und dann in den Kerker geworfen.

Florian, der Sage nach ein Deutscher von Geburt und aus einem an der Donau gelegenen Orte abstammend, ehedem ein römischer Kriegsoberster, der, weil er dem Christenthume anhing,

von dem Kaiser seiner Dienste entlassen worden war, vernahm die Schreckensscene in Lauriacum, und sogleich brach sein Feuereifer, von dem er für die Christusreligion glühte, in helle Flammen aus. Er eilte in die Stadt, und als er dort auf Soldaten stieß, mit denen er früher unter den kaiserlichen Adlern gedient hatte, und von ihnen vernahm, daß sie Christen aufsuchten, sprach er mit dem Muthe und der Entschlossenheit, die ihm sein heiliger Glaube einflößte: „Auch ich bin ein Christ, — gehet und bringet dem Vorsteher diese Nachricht."

Aquilin forderte ihn sogleich vor sich und befahl ihm, den Göttern Weihrauch zu streuen. Auf seine Weigerung wurde er grausam gegeißelt, und man wiederholte diese Marter zum zweiten und dritten Male an ihm, jedoch immer vergebens: er wollte den Abgöttern nicht Weihrauch streuen. Nun ließ ihm der Vorsteher die Schultern mit spitzigen Eisen durchbohren. Der heilige Kämpfer freute sich dessen und pries Gott, den Geber guter und böser Tage.

Da nun Aquilin alle seine Bemühungen erfolglos sah, ertheilte er den Befehl, Florian an den Fluß Ens zu führen und ihn von der Brücke hinab ins Wasser zu stürzen. Auch dieses Endurtheil schreckte den christlichen Helden nicht, und jubelnd ging er dem Tode entgegen, gestärkt durch die schöne Hoffnung des Wiedererwachens zum bessern Leben. Nachdem man ihm auf der Brücke einen großen Stein am Halse befestigt hatte, wurde er

in den Fluß gestoßen, der den heiligen Kämpfer aufnahm und dessen Leichnam an einen etwas erhabenen Ort spülte. Von dort wurde er durch eine Frau weggenommen, welche ihn auf einen mit zwei Lastthieren bespannten Wagen legte, mit Gesträuch bedeckte, aus Furcht vor den Heiden, und an einen anständigen Begräbnißort brachte.

Das vierte Jahrhundert war anfangs für die Christen im ganzen römischen Reiche und also auch im Noricum und in den an dasselbe gränzenden Ländern sehr unglücklich, denn die beiden römischen Kaiser Diocletian und Maximian fuhren in der grausamen Verfolgung gegen die Anhänger des Christenthums fort, welche sie schon bei Ausgang des dritten Jahrhunderts begonnen hatten. Aber als die Noth am größten war, schickte Gott seiner Kirche ruhigere Zeiten, denn die genannten zwei Kaiser, welche die Regierung gemeinschaftlich geführt hatten, traten selbe ihren beiden Tochtermännern ab, deren einer, der Kaiser Constantin, der Große, die christliche Religion selbst annahm und den Christen vollkommene Freiheit gewährte, ihre Lehre zu verbreiten.

In die Zeit der Christenverfolgung durch den Kaiser Diocletian fällt die Bekehrungs- und Leidensgeschichte der heiligen Afra, ihrer Mutter und ihrer Mägde, welche so erbaulich ist, daß wir sie unsern Lesern ausführlich mittheilen zu müssen glauben.

Bekehrungsgeschichte der heiligen Afra, ihrer Mutter und ihrer Mägde.

Als der heil. Narcissus zur Zeit der Christenverfolgung durch den Kaiser Diocletian nach der in der Provinz Rhätien gelegenen Stadt Augsburg gekommen war und als flüchtiger Fremdling nicht wußte, wo er wohnen sollte, führte ihn die Fügung Gottes mit seinem Diacon Felix in das Haus eines Weibes, welches Afra hieß. Afra hatte bisher ein sehr ausschweifendes Leben geführt und glaubte, die beiden Fremden wären etwa auch Freunde einer solchen lasterhaften Lebensweise. Sie ließ daher ein kostbares Abendmahl zubereiten und es mit aller der Ueppigkeit ausstatten, welche man bei ihr zu finden gewohnt war.

Ehe aber der Bischof sich zu Tisch setzte, fing er zu beten und zu singen an. Afra, welcher eine solche Benehmungsweise ganz fremd war, fragte nun erstaunt, wer die beiden Fremdlinge wären, und als sie erfuhr, der eine sei ein christlicher Bischof und der andere sein Diacon, fiel sie dem Bischofe zu Füßen und sprach zu ihm: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du bei mir weilest, denn in der ganzen Stadt kann keine größere Sünderin angetroffen werden, als ich bin."

Der fromme Bischof antwortete ihr hierauf: „Unser Heiland konnte von dem Berühren der lasterhaftesten Person nicht verunreinigt werden, aber seine Berührung reinigt von jeder Unsauberkeit; aller Wust der Sünden hat die Herrlichkeit des

Herrn nicht glanzlos machen können, sowie das Licht und der Glanz der Sonne nicht dadurch verdunkelt werden kann, daß sie sich auf Unsauberkeit und Schmutz ergießen; rein, wie sie vom Himmel herabstrahlen, gehen sie auch wieder dahin zurück. Meine Tochter, nimm daher das Licht des Glaubens in dir auf, damit du, gereiniget von allen Sünden, im ewigen Glanze und Lichte schimmern mögest."

Als Afra hierauf fragte: „Wie kann ich, die ich mit mehr Sünden befleckt bin, als ich Haare auf meinem Haupte zähle, von dem Unrathe der Seele gereinigt werden?" antwortete der heilige Narcissus: „Glaube nur und laß dich taufen, so wirst Du selig werden."

Afra berief hierauf ihre Mägde zu sich und sagte zu ihnen: „Der Mann, der bei mir eingekehrt, ist ein christlicher Bischof, welcher mir die Versicherung gegeben, daß ich von allen Sünden gereinigt werden würde, wenn ich an Christum glauben und mich taufen lassen wollte, — was meint Ihr dazu?"

Hierauf antworteten die Mägde, welche Digna, Eunomia und Eutropia hießen: „Du bist unsere Herrin, und wie wir dir im Sündigen folgten, so wollen wir dir auch in der Bekehrung folgen. Du bist unser Haupt, und wohin das Haupt geht, dahin müssen die Glieder, welche wir sind, folgen."

Während dem war es Nacht geworden, und der Bischof fing mit seinem Diacon zu singen und zu beten an, was er die ganze Nacht hindurch fortsetzte, und welcher Andachtsübung auch Afra mit

ihren Mägden beiwohnte. Als es Tag wurde, kamen Leute, die den Bischof aufsuchten und Afra fragten, wer jene wären, welche die Nacht in ihrem Hause zugebracht hätten. Sie antwortete hierauf: „Es waren eben Leute, wie sie in mein Haus passen, bei Anbruch des Tages haben sie sich aber wieder entfernt.“ Da begaben sich die Fragenden wieder hinweg bis auf Einen, welcher zu Afra sagte: „Du willst uns täuschen, denn ich weiß, es waren Christen, die bei dir eingekehrt sind, denn sie bezeichneten ihre Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes, an welchem ihr Christus gestorben ist.“ — „Würden sie wohl,“ entgegnete Afra, „bei mir eingekehrt sein, wenn es Christen wären? Nein, zu mir kommt Niemand, der nicht meines Gleichen ist.“

Nun entfernte sich der Mann und berichtete Jenen, die ihn abgesandt, was er gehört und gesehen hatte.

Afra begab sich nun zu ihrer Mutter Hilaria und sagte zu ihr: „Ein christlicher Bischof, der in die Stadt gekommen ist und nicht wußte, wo er Herberge nehmen sollte, kam aus ungefähr zu mir, und indem er die ganze Nacht hindurch die Hände zu seinem Gott erhob, betete und sang er mit einem solchen Eifer, daß auch wir mit ihm beteten. Als nun, noch ehe es Tag geworden war, das Licht erlosch und man es schnell wieder anzünden wollte, sagte der Begleiter des Bischofs zu mir: „Suche kein Licht, welches wieder ausgelöscht werden kann, denn es wird sich dir bald ein unauslöschliches Licht

offenbaren," und als der Bischof selbst die Worte beifügte: „Komm, himmlisches Licht, herab, zeige uns dein Angesicht und wir werden dann genesen und selig werden," — da kam ein Glanz vom Himmel wie die Sonne und wie der Blitz vor dem Donner und verließ uns nicht eher, bis die Morgenröthe anbrach, und als der Bischof sein Gebet vollendet hatte, befahl er uns, ihm zu antworten und das Amen zu sprechen. Hierauf verschwand der Glanz nach und nach wieder. Nun fiel ich dem Mann Gottes zu Füßen und sagte zu ihm: „Herr, Du hast dir große Schande dadurch zugezogen, daß Du bei mir eingekehrt bist, denn ich bin ein sündhaftes Weib." Er aber antwortete mir: „Wo mir Gott einzukehren befohlen hat, da bin ich eingekehrt." — Um die dritte Tagesstunde erschienen aber wieder jene Leute bei mir, welche den Bischof und seinem Begleiter schon am Tage vorher nachgestellt hatten, um sie zu suchen und in die Gefangenschaft und in den Tod zu führen. Ich hatte jedoch einen Haufen Flachs daliegen, unter welchem ich sie verbarg, aber ich fürchte, die Leute, welche diese heiligen Männer aufsuchen, werden sie zuletzt doch noch finden, daher ich dich, meine Mutter, bitte, sie bei dir aufzunehmen, denn der Bischof hat mir versprochen, mich zu einer Christin zu machen, damit mir meine Sünden vergeben würden."

Afra's Mutter antwortete ihrer Tochter in freudigem Tone: „Gott gebe, daß dieses dir und mir widerfahren möge," — worauf Afra versetzte:

Ich will den heiligen Mann in kommender Nacht hieherführen," was ihre Mutter denn auch mit Freuden gestattete.

Am Abende bat Afra den Bischof Narcissus, mit ihr in das Haus der Mutter zu gehen. Als er dort angekommen war, fiel ihm Hilaria, über seine Ankunft erfreut, zu Füßen und sagte zu ihm: „Herr, ich flehe dich an, Du wollest auch mich von meinen Sünden reinigen." Der heilige Bischof antwortete hierauf: „Gepriesen sei dein Glaube, welchen Du in deinem Gemüthe gefaßt hast, ehe Du noch das Wort der Wahrheit angehöret, während bei vielen Anderen nicht einmal die Worte hinreichen, um einen solchen Glauben in ihnen zu erwecken. Weil ich nun sehe, daß Ihr fähig seid, das Wort Gottes in euch aufzunehmen, so fastet heute und dann höret die Rede der Wahrheit, und darauf werdet Ihr am achten Tage von aller Sünde gereinigt werden und von allem Makel frei seyn."

Hilaria sagte hierauf: „Herr, wenn du befiehlst, so sagen wir, was wir verehren, und alsdann lehre uns, was wir verehren sollen."

Nachdem nun Hilaria und ihre Tochter Afra alle ihre Sünden und Laster aufrichtig bekannt hatten, unterrichtete sie der Bischof geraume Zeit in der christlichen Religion und taufte sie nachgehends mit ihren Mägden und allen ihren Verwandten und Freunden. Das Haus der Hilaria wurde in eine Kirche verwandelt und Dionysius,

der Bruder von Afra's Vater, von Narcissus als Bischof darin bestellt.

Nachdem der heilige Bischof dieses vollbracht, begab er sich nach Spanien in die Stadt Gerunda und bekehrte innerhalb drei Monaten ein großes Volk zu Gott. Endlich empfing er nebst seinem Diacon Felix die Martyrerkrone.

Leidensgeschichte der heiligen Afra, ihrer Mutter Hilaria und ihrer Mägde.

Als in der Provinz Rhätien zu Augsburg sich eine heftige Verfolgung gegen die Christen erhob, und alle um des Namens Christi willen mit mancherlei Marter belegt und zum Götzen-Opfer gezwungen werden sollten, wurde auch Afra ergriffen und vor den Richter Gajus geführt. Als dieser zu ihr sagte: „Opfere den Göttern, weil es denn doch angenehmer ist, zu leben, als martervoll hingerichtet zu werden," antwortete ihm Afra: „Ich habe, ehe ich den wahren Gott erkannte, viele Sünden begangen, daher will ich nicht noch schwerer sündigen, indem ich deinen Willen erfülle." — Gajus verlangte wiederholt von ihr, auf dem Capitolium den Göttern Opfer zu bringen, was aber Afra abermals standhaft versagte, indem sie erwiderte: „Mein Capitolium ist Christus, welchen ich vor Augen habe und dem ich täglich meine Sünden beichte und bekenne. Weil ich nun unwürdig bin, ihm Opfer darzubringen, so will ich mich selbst für seinen Namen opfern, damit der Leib, in

welchem ich gesündiget, durch die Strafe, die ihm widerfährt, gereiniget werde." — „Du hast dich," sagte nun der Richter, „durch deine bisherige Aufführung von dem Gotte der Christen entfernt, — opfere also meinen Göttern!" — „Nimmermehr!" antwortete Afra, „mein Herr Jesus Christus hat gesagt, er sei der Sünder wegen vom Himmel herabgekommen. Das heilige Evangelium, die Geschichte seines heiligen Lebens und Wirkens, sagt, daß eine eben so große Sünderin, als ich bin, seine Füße abgewaschen und Vergebung ihrer Sünden erlangt habe, wie er denn auch die Sünder niemals von sich gestoßen, sondern sogar in ihrer Gesellschaft gegessen hat."

Der Richter sprach hierauf: „Opfere den Göttern, ich wiederhole es, und fahre fort in deiner früheren Lebensweise, damit Du dir dadurch Geld erwirbst, wie es bisher geschehen ist." — „Solches Geld," antwortete Afra in heiligem Eifer, „auf dem der Fluch der Sünde ruht, will ich niemals wieder verdienen, ja jenes, welches ich noch besaß, habe ich als Unflath von mir geworfen, da es sogar, als ein durch die Sünde erworbenes, ein armer christlicher Bruder nicht annehmen wollte. Wenn ich nun das Geld, das ich schon besessen, von mir geworfen habe, wie sollte ich mir nun auf die nämliche sündhafte Weise wieder neues erwerben?"

„Täusche dich nicht," fuhr der Richter fort, „Du nennst Christus ohne alle Ursache deinen Gott, da er doch nichts von dir wissen will, denn eine

Person, welche einen Lebenswandel geführt hat, wie Du ihn führtest, kann unmöglich als Christin anerkannt werden."

„Ich bin zwar nicht würdig, eine Christin genannt zu werden," entgegnete Afra, „aber ich hoffe auf die Barmherzigkeit Gottes, welche so groß ist, daß sie auch den reuigen Sünder umfängt. Und daß der Herr geneigt ist, mir seine Barmherzigkeit zu schenken, wenn ich meine Sünden bereue und mich bessere, erkenne ich daraus, daß er mir die Gnade gewährt hat, mich die Größe meiner Sünden begreifen zu lassen und mich mit Reue über sie zu erfüllen."

Der Richter wurde nun unwillig und sagte: „Was streite ich da lange mit dir! — Du opferst entweder den Göttern, oder ich lasse dich tödten."

Afra erwiderte: „Das ist es ja eben, nach was ich Verlangen trage, wenn ich nur dadurch die Verzeihung Christi und die Gewißheit erlange, zu ihm in die ewige Seligkeit zu kommen."

„Nun wohl!" sagte jetzt der Richter Gajus, von höchstem Zorn entbrannt, „Du willst es, und ich werde dich daher foltern und dann den Tod in den Flammen sterben lassen."

„Der Leib," erwiderte Afra mit vor Freude glänzenden Augen, „der Leib kann auf verschiedene Weise gefoltert werden, aber meiner unsterblichen Seele kannst Du nichts anhaben, und diese will sich rein und mackellos zu Gott aufschwingen."

Hierauf sprach der grausame Richter das Ur-

theil aus, daß sie lebendig verbrannt werden sollte, weil sie den Göttern nicht opfern wollte. Afra wurde nun von den Dienern des Gerichts ergriffen und auf eine Insel des Lechs geführt, wo man ihr die Kleider auszog und sie an einen Pfahl band. Afra erhob ihre Augen gegen Himmel und betete folgendermaßen:

„Herr, allmächtiger Gott, Jesus Christus, Du bist gekommen, nicht um die Frommen, sondern die Sünder zur Buße zu rufen; Du, dessen Verheißung wahr und untrüglich ist, sagtest selbst, Du wollest dem Sünder in dem Augenblicke Verzeihung gewähren, wo er Reue und Besserung zeigt; nimm daher mein Leiden als Buße an und befreie mich durch dieses irdische Feuer, das mich nun verbrennen soll, von jenem ewigen Feuer, welches Leib und Seele zugleich quält."

Nachdem Afra diese Worte gesprochen hatte, legte man Holz um sie herum und zündete dasselbe an. Sie sagte nur noch die Worte:

„Ich danke dir, Herr Jesus Christus, der Du dich gewürdiget hast, mich als Opfer für deinen Namen anzusehen, da Du dich für die ganze Welt am Kreuze geopfert hast, der Gerechte für die Ungerechten, der Gebenedeite für die Verworfenen, der Sündenlose für alle Sünder, dir bringe ich das Opfer meines Lebens dar, der Du mit dem Vater und heiligen Geiste lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Nachdem Afra noch dieses letzte Gebet gespro-

chen hatte, wurde sie von den Flammen umgeben und gab bald darauf ihren Geist auf. Gestorben war sie so für die Erde, aber nur, um im Himmel fortzuleben. Doch auch auf Erden lebt sie schon seit anderthalb tausend Jahren in dem Andenken frommer Christen fort als Muster der Buße und des muthigen Ausharrens in der beseligenden Christuslehre.

Während Afra die Krone der Martyrer erlangte, standen ihre Mägde Digna, Eunomia und Eutropia, welche früher ihre Sündengenossinnen gewesen waren, sich aber mit ihrer Herrin bekehrt und die heilige Taufe erhalten hatten, am Ufer des Lechs und beteten. Nachdem die grausame That vollzogen war, ließen sie sich in einem Schiffchen über den Fluß führen und fanden auf der Richtstätte den Leichnam Afra's unversehrt. Sogleich sandten sie einen Knaben, der sie begleitet hatte, zu Hilaria, der Mutter ihrer Herrin, und diese begab sich, von Priestern des Herrn begleitet, Nachts auf die Lechinsel, holte dort den Leichnam ihrer Tochter und ließ denselben in die Grabstätte legen, die sie eine Meile von der Stadt Augsburg entfernt für sich und die Ihrigen hatte bereiten lassen.

Dieß wurde dem Richter Gajus angezeigt, und dieser schickte sogleich Soldaten an den Begräbnißort ab, welche die dort Versammelten fragen mußten, ob sie den Göttern Opfer darbringen wollten oder nicht. Im ersteren Falle sollten sie selbe

mit allen Ehrenbezeugungen überhäufen, im letztern aber sie in das nämliche Grab legen, worin sich Afra's Leichnam bereits befinde, die Grube mit brennbaren Materialien und dürrem Holze anfüllen und diese dann anzünden.

Als die Soldaten bei dem Begräbnißorte ankamen, redeten sie anfangs allen da Versammelten mit freundlichen Worten zu, verwandelten sie aber bald in drohende, als jene keinen Eingang fanden. Weder Hilaria noch ihre Genossinnen ließen sich auf irgend eine Weise überreden, den Göttern zu opfern, und die Soldaten vollzogen daher den Befehl des Richters, füllten das Begräbnißhaus, worin sich alle befanden, mit Buschholz, verschlossen den Eingang und zündeten jenes dann an.

Mit Afra beinahe zu gleicher Zeit starben also auch ihre Mutter Hilaria und ihre gewesenen Dienerinnen, nun ihre Schwestern in Christo, den Martyrertod und erlangten auf diese Weise mit ihr die Palme des ewigen Lebens.

Vorher schon war Afer, der Bruder von Afra's Vater, um des Glaubens willen hingerichtet worden, und am gleichen Tage haben noch fünfundzwanzig Bekenner der Lehre Christi um der Standhaftigkeit willen, mit der sie ihr anhingen, das Leben verloren. *)

* *
*

---

*) Im Jahre 1064 ließ Embriko, Bischof von Augsburg, die Kirche des hl. Ulrich und der hl. Afra wegen

Als Lehrer des vierten Jahrhunderts ist noch zu nennen der heilige Vigilius, Bischof von Trient. Nachdem derselbe durch seinen rastlosen Eifer nicht nur die Heiden seines Bisthums, sondern auch die mehrerer anderer Sprengel in Christen umgeschaffen hatte, weigerte sich noch immer ein von steilen Felsen eingeschlossenes Thal, mit Namen Randena, seinen Nacken unter das sanfte Joch Christi zu beugen. Anstatt des Kreuzes Christi stand dort noch ein Götzenbild von Erz, dem Saturn geweihet, welchem das den wahren Glauben nicht kennende Volk göttliche Ehre erwies. — Davon benachrichtet sprach Vigilius, der apostolische Hirt: Was stehen wir hier müßig und gehen nicht in den Weinberg des Herrn? — Sogleich trat er, von seinen zwei Brüdern, dem Priester Julian und den Segenswünschen seiner gläubigen Heerde begleitet, die Reise dahin an. Noch ehe er vollends bei dem Orte seiner Bestimmung eintraf, kamen ihm viele Neubekehrte entgegen und verlangten aus seinen Händen das heilige Abendmahl zu empfangen. Vigilius verrichtet das heilige Meßopfer und theilt der gläubigen Schaar das Brod des Lebens mit. Nun rückt

---

Baufälligkeit abbrechen. Als man zur Legung eines neuen Grundes die Erde umgrub, wurden viele an diesem Platze begrabene Leichname von Martyrern gefunden und unter diesen auch die Reliquien der hl. Afra, welche sich in einem steinernen Sarge befanden. Nach Vollendung des Baues wurden sie dahin gebracht, wo sie sich noch heut zu Tage befinden.

er muthig gegen Saturns Götzenbild vor, schlägt es, von heiligem Eifer getrieben, in Trümmer und wirft diese in den Fluß Sarka, stellt sich dann auf das Fußgestell, auf welchem das Götzenbild gestanden hatte, und verkündiget den Umstehenden die beseligende Lehre des Evangeliums. Da die trotzige Schaar der Heiden die Ankunft des Bischofs und die Zertrümmerung ihres Abgottes erfuhr, bewaffnete sie sich in ihrer Wuth mit Schwertern, Steinen, Prügeln und andern Werkzeugen, wie sie eben der Zufall jedem in die Hand gab. Nun eilte der tobende Haufe dem Orte zu, wo seine Gottheit eine so große Mißhandlung erlitten hatte. Schon von Ferne sah ihn Vigilius heranstürmen, ohne daß er sich von der Stelle entfernte, wo er sich befand. Bald traf ihn ein Regen von Steinen, der ihm die Hirnschaale zerschlug. Er erhob sein mit Blut bedecktes Angesicht zum Himmel, dankte Gott, nahm von seinen Gläubigen Abschied und gab dann seine Seele in die Hände Dessen zurück, für den er so lange mit Lehren und Leiden gekämpft hatte.

Zweites Kapitel.

Im fünften Jahrhundert.

Wir begegnen hier allzuerst dem heiligen Valentinus, von welchem man mit Bestimmtheit weiß, daß er Bischof von Vindelicien, oder dem heutigen eigentlichen Bayern gewesen ist, so daß

man ihn den ersten gewissen Bischof unseres Vaterlandes nennen darf. Er kam von der Ostsee nach Noricum und Vindelicien und wollte zu Passau seinen Lehrstuhl aufschlagen. Da aber die Bewohner dieser Stadt dem heidnischen Aberglauben allzusehr anhingen, so konnte der von ihm ausgestreute Same des göttlichen Wortes nicht Wurzel fassen. Nachdem er nach mehrfältigen, mit allem apostolischen Eifer wiederholten Versuchen die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß seine Lehre keine Früchte bringe, verließ er Passau und begab sich an andere Orte, wo er sein Apostelamt mit größerem Nutzen fortsetzte und Gott viele Seelen gewann.

Nachdem wir nun auch noch den heiligen Lucanus als einen eifrigen Lehrer jener Zeit anführen, gehen wir zu dem heiligen Severin über, dessen Lebensbeschreibung, wie sie uns sein Schüler Eugippus hinterlassen hat, wir weitläufiger mittheilen zu müssen glauben, da sie über die Geschichte des Christenthums im fünften Jahrhundert, auch in unserm Vaterlande Bayern, viele Aufklärung gibt.

Das Leben des heiligen Severin.

Nach dem Tode des Hunenkönigs Attila befanden sich Panonien und die Länder an der Donau, welche zu dessen Reiche gehört hatten, in einem Zustande großer Verwirrung, indem zwischen den Söhnen Attila's Streit entstanden war, wer die Herrschaft erhalten sollte. Um eben diese Zeit kam der fromme Diener Gottes Severin

aus dem Orient und hielt sich zu Asturis (heute Osterburg ohnweit dem Kloster Mölk), einem an den Grenzen des Ufer-Noricums und Panonium gelegenen Orte auf, lebte nach der evangelischen und apostolischen Lehre, in Gottesfurcht und Keuschheit, und bekannte seinen Glauben durch gute Werke. —

Auf diese Weise seinem himmlischen Berufe folgend, gieng der fromme Mann eines Tages, wie dieses sehr oft geschah, in die Kirche, wohin er die Klerisei und auch die Bürgerschaft berufen hatte. Als er sie versammelt sah, bat er sie mit wehmüthiger Stimme, sie möchten durch Gebet, Fasten und Werke der Barmherzigkeit eine ihnen drohende große Gefahr abzuwenden suchen. Aber leider waren diese Leute so halsstarriger und sündhafter Gesinnung, daß sie den Worten des Gottesmannes nicht Glauben schenkten und sich nicht an seine Ermahnung und Warnung kehrten. Der Diener Gottes zeigte nun aber auch den Tag und die Stunde an, wann die Vorhersagung erfüllt, die Stadt zerstört werden und das Volk umkommen sollte; allein er sprach abermals zu tauben Ohren, weßwegen er den Ort verließ und sich nach Commagenis (wahrscheinlich das heutige Tuln in Oesterreich) begab. Hier ging er sogleich in die Kirche und ermahnte alle, die sich darin befanden, bei der eben herrschenden Verwirrung und Gefahr durch Beten, Fasten und Almosengeben das Unglück, das ihnen bevorstehe, von sich abzuwenden. Allein auch hier glaubte man ihm nicht. Da kam der Mann, bei

welchem Severin in Asturis gewohnt hatte, nach Commagenis und erzählte, daß seine Stadt von den Barbaren zerstört worden und von den Einwohnern keiner dem Schwerte derselben entronnen sey, als er, welcher den Worten eines heiligen Mannes geglaubt, der diese schreckliche Begebenheit vorhergesagt und die Einwohner zur Buße ermahnt habe, um dadurch dieses Unglück von sich abzuwenden. Als dieß die Einwohner von Commagenis hörten, führten sie den Mann in die Kirche, wo sich Severin noch befand, zeigten ihm denselben, und fragten: „Ist es etwa dieser hier, welcher den Untergang eurer Stadt vorhergesagt hat? Uns hat er die nämliche Vorhersagung gemacht, aber wir haben seinen Worten nicht Glauben geschenkt.“ — Als der Mann aus Asturis den Diener Gottes Severin sah, erkannte er ihn sogleich, fiel ihm zu Füßen und sagte, ihm habe er es zu danken, daß er beim Leben erhalten und nicht mit den übrigen Einwohnern umgekommen sey.

Darauf hin baten die Einwohner von Commagenis den heiligen Severin ihres Unglaubens wegen um Verzeihung und thaten, wie er sie geheißen: sie versammelten sich in der Kirche, fasteten drei Tage lang und baten Gott bußfertig um Vergebung ihrer Sünden. Am dritten Tage, während der Vesper, wurde die Stadt plötzlich von einem heftigen Erdbeben erschüttert, welches die darin befindlichen Barbaren so in Schrecken setzte, daß sie die Römer zwangen, ihnen die Thore zu öffnen, wor-

auf sie eiligst die Flucht ergriffen. Vor der Stadt angelangt flohen sie entsetzt nach allen Richtungen auseinander, in der Meinung, sie würden von einem in der Nähe befindlichen Feinde eingeschlossen werden; in der Finsterniß der nun eingetretenen Nacht erkannten sie einander selbst nicht mehr, so daß sie in die höchste Verwirrung geriethen und sich selbst untereinander tödteten. Das Volk, durch die göttliche Hilfe erhalten und von dem Feinde befreit, kam nun, von dem heiligen Manne belehrt, zur Einsicht, welchen glücklichen Erfolg es habe, mit himmlischen Waffen zu kämpfen.

Zur nämlichen Zeit herrschte in der Stadt Faviana (dem heutigen Wien) eine große Hungersnoth. Die Einwohner, fürchtend, sie möchten alle derselben erliegen, hofften durch Severin, den Mann Gottes, Hilfe zu erlangen, und ließen ihn daher bitten, aus Commagenis nach Faviana zu kommen. Severin berieth sich mit Gott, ob er diesem Rufe Folge leisten sollte, und da er erkannte, daß es der Wille Gottes sey, so begab er sich nach Faviana und ermahnte die Bürger, Bußwerke zu üben, wodurch sie von der herrschenden großen Noth befreit werden würden. Inzwischen wurde ihm in Folge göttlicher Eingebung offenbar, daß eine vornehme Wittwe, mit Namen Procula, einen großen Vorrath von Früchten heimlich verborgen habe. Er forderte sie vor sich und sagte zu ihr im Tone des Vorwurfes: „Du bist von adeligen Eltern entsprossen, warum erniedrigst du dich also zu einer Magd

böser Begierden und zur Sklavin des Geizes, was, wie der Apostel sagt, Abgötterei ist? Siehe, während der Herr seinen Dienern gnädig helfen wird, wirst du mit deinem zurückgehaltenen Gute nichts Anderes anzufangen wissen, als es zur Speise der Fische in die Donau zu werfen, und diesen dadurch eine Wohlthat zu erweisen, welche du den Menschen versagest. In den Armen leidet Jesus Christus selbst Noth, und diesem wirst du doch deine Hilfe nicht versagen?" — Als die Frau dieses hörte, erschrack sie sehr und theilte die bisher versteckt gehaltenen Früchte unter die Armen aus. Da nun auch bald hierauf viele Schiffe, die in Rhätien mit Korn beladen worden waren, aber auf der Ens eingefroren lagen, durch Gottes Güte und Macht vom Eise befreit wurden und unverhofft auf der Donau ankamen, gab es wieder Lebensmittel genug, und die Hungersnoth hatte aufgehört. Hierauf lobten und priesen die Einwohner Gott, daß er ihnen so unverhofft geholfen, indem er auf das eifrige Gebet des Dieners Gottes Severin die Schiffe vom Eise befreite, und zwar zu einer Zeit, wo die Kälte des Winters noch in ihrer vollen Gewalt herrschte.

Eben um diese Zeit fielen unvermuthet räuberische Horden der Barbaren ins Land ein und führten Menschen und Vieh, die sie außerhalb der Stadt antrafen, mit sich gefangen fort. Die Bürger gingen also zu Severin und klagten ihm ihr großes Unglück, durch welches sie in so großen Schaden versetzt worden wären. Der Mann Gottes fragte den

Zunftmeister Mamertin, ob er Soldaten in Bereitschaft habe, mit denen er den Räubern nachsetzen könne. Mamertin erwiderte, daß ihm nur wenige Soldaten zu Gebote ständen, mit denen er nicht wagen dürfe, den Räubern nachzusetzen und sie anzugreifen; wenn aber Severin darauf bestehe, so wolle er auch mit seiner geringen Zahl von Bewaffneten die Verfolgung der Feinde wagen, da er ihm durch sein Gebet gewiß den Sieg verschaffen werde. — Der Diener Gottes antwortete hierauf, daß, wenn auch Mamertin's Soldaten unbewaffnet wären, sie doch vom Feinde selbst bewaffnet werden sollten, weil, wenn Gott für uns streite, man weder auf menschliche Zahl, noch auf menschliche Stärke sehen dürfe. Er möge daher in Gottes Namen die Räuber verfolgen, indem, wenn Gott voranziehe, auch der Schwächste unwiderstehlich werde. Gott werde für sie streiten, und er bedürfe ihrer Beihilfe nicht; Mamertin möge daher gegen die Räuber ausziehen, nur solle er diejenigen, die er zu Gefangenen mache, unverletzt zu ihm bringen. — Mamertin zog also mit seinen wenigen Soldaten, wie es ihm Severin befohlen hatte, gegen die Räuber aus, und stieß zwei Meilen weit über dem Flusse auf selbe. Er trieb mit seinen Leuten viele derselben in die Flucht und nahmen ihnen die Waffen ab; die übrigen brachten sie gefangen und gebunden zu dem Manne Gottes, wie dieser es ihnen befohlen hatte. Nachdem Severin sie hatte ihrer Bande entledigen und mit Speise und Trank versorgen lassen, sagte

er zu ihnen: „Gehet nun und saget euren Genossen, sie möchten sich nicht wieder von ihrer Raubgierde hinreißen lassen und in der Nähe der Stadt erscheinen, wenn sie sich nicht den Zorn und die Strafe Gottes zuziehen wollen, denn dieser streitet für seine Diener und beschützt sie auf eine Weise, daß die Pfeile des Feindes ihnen nicht allein keinen Schaden zufügen, sondern sogar auf sie selbst wieder zurückprallen." — Nachdem Severin die Barbaren auf diese Weise entlassen hatte, wünschte er den Bewohnern der Stadt zu dem von Gott zu ihren Gunsten gewirkten Wunder Glück und versprach ihnen dessen Erbarmung und Gnade in einer Weise, daß kein Feind ihrer Stadt etwas anzuhaben vermögen werde, wenn sie weder durch gute noch böse Schicksale sich von ihm würden abwendig machen lassen.

Hierauf begab sich Severin an einen einsamen Ort, welcher bei den Weinbergen genannt wird, wo er in einer kleinen Zelle wohnte. Auf Gottes Eingebung kehrte er aber wieder in die Stadt zurück, wo er ein Kloster erbaute, in welchem er Schüler um sich sammelte, die er mehr durch sein heiliges Beispiel als durch viele Worte unterrichtete. Wenn er jedoch das Bedürfniß fühlte, sich mit Gott ungestört durch Gebet und Betrachtung zu unterhalten, dann suchte er die Einsamkeit auf. Wenn er nun den Aufenthalt in der Einsamkeit zu lange ausdehnte, dann fühlte er sich gleichsam von Gott aufgefordert, wieder zu dem Volke und unter die Menschen zurückzukehren, die mit Sehnsucht seiner Lehren

harrten. Seine Verdienste um die Verbreitung des Christenthums mehrten sich daher auch täglich, und der Ruhm seiner Tugend wuchs immer mehr und verbreitete sich in weit entfernte Gegenden, da nach dem Ausspruche des Erlösers eine auf einem Berge erbaute Stadt nicht verborgen bleiben kann, sondern weithin gesehen wird. — Severin besaß eine außerordentliche Gewalt über sich selbst und besonders vermochte er sehr lange zu fasten; er hatte den Grundsatz, ein Leib, welcher mit vielen Speisen angefüllt sey, bringe der Seele Verderbniß. Er bekleidete selbst im strengsten Winter seine Füße nicht mit Schuhen, sondern ging immer barfuß. Zu allen seinen Tugenden aber, in welchen ihm die Gnade Gottes so große Stärke verlieh, gesellte er die tiefste Demuth, und er sagte oft: „Denket nicht, daß dieses alles, was Ihr an mir rühmet, mein Werk und Verdienst sey, nein, es ist mir von Gott verliehen, damit ihr Euch ein Beispiel daran nehmen möget. Ferne sey's von mir, darauf stolz zu seyn, denn daß wir etwas Gutes vermögen, dazu werden wir erwählet, und der Apostel spricht: So wie er uns in ihm erwählet hat vor Grundlegung der Welt, daß wir heilig und untadelhaft seyen vor ihm in Liebe. — Bittet für mich, daß diese meine Auserwählung nicht zu meiner Verdammung, sondern zur Verherrlichung Gottes gereiche.“ — Diese und ähnliche Lehren pflegte Severin seinen Zuhörern mit Thränen in den Augen vorzutragen. Dabei gab er ihnen immer ein Beispiel großer Demuth, mit deren Kraft

ausgerüstet, er auch die Achtung der Feinde des Christenthums errang.

Als Flaccitheus, König der Rugier, am Anfange seiner Regierung in großer Sorge schwebte, daß seine Feinde, die Gothen in Unterpanonien, ihn beunruhigen möchten, kam er einst zu dem heiligen Severin und fragte ihn um Rath, wie er ihren Angriffen entgehen könne, denen, wie er befürchten müsse, zuletzt sein Leben zum Opfer fallen werde. Severin antwortete ihm hierauf: „Wenn uns ein und derselbe katholische Glaube verbände, dann würdest Du mich des ewigen und nicht des zeitlichen Lebens wegen um Rath gefragt haben; weil Du aber nur um das letztere bekümmert bist, so will ich Dir sagen, daß weder der Gothen Macht, noch ihre Feindschaft Dir etwas anhaben wird, und Du nach ihrem Abzuge ungestört regieren wirst; vergiß aber dabei nicht, die Tugend der Demuth zu üben. Du sollst auch in den geringsten Dingen nach Frieden streben und dich niemals auf die eigene Stärke verlassen. Die heilige Schrift sagt: Verflucht der Mensch, der sein Vertrauen auf Menschen setzt und Fleisch zu seinem Arme wählt, und dessen Herz vom Herrn abweicht. — Lerne demnach, listigen Nachstellungen zu entgehen, und vermeide selbst deren vorzunehmen. Befolgst Du diese Lehre, so wirst Du stets in Ruhe bleiben." — Nachdem Flaccitheus den heiligen Severin verlassen hatte, wurde ihm hinterbracht, eine Schaar von Räubern und Barbaren habe einige seiner Leute gefangen genommen.

Er schickte nun sogleich wieder zu ihm, um sich darüber seinen Rath zu erholen, und Severin antwortete, er möge die Räuber nicht verfolgen, weil sie an drei verschiedenen Orten einen Hinterhalt gelegt hätten; würde der König in ihrer Verfolgung den Fluß überschreiten, so würden sie ihn unfehlbar tödten. Er möge daher warten, denn es werde bald Botschaft eintreffen und ihm nähere Nachricht überbringen. Bald nachher kamen auch wirklich zwei Gefangene zurück, die sich selbst befreit hatten, und bestätigten dem Könige alles, was ihm der heilige Mann vorhergesagt hatte.

Einst brachte eine Wittwe ihren Sohn, der schon seit zwölf Jahren am ganzen Körper die Gicht hatte, kein Glied gebrauchen konnte und unsägliche Schmerzen litt, auf einem Wagen zu dem Heiligen und bat ihn unter Weinen und Flehen, er möge ihren Sohn wieder gesund machen. Der Heilige antwortete hierauf: „Was hegt man doch für eine große Meinung von mir, indem man mir eine Kraft zutraut, die ich gar nicht besitze. Es steht nicht in meiner Gewalt, so große Dinge zu verrichten; doch will ich Dir einen guten Rath geben, um die Barmherzigkeit des Herrn zu erlangen: gib nach deinem Vermögen den Armen." Auf dieses hin zog die Frau sogleich ihr Kleid aus und wollte es den Armen geben. Severin aber, obwohl den bereitwilligen Eifer bewundernd, mit dem sie seinen Rath sogleich ins Werk setzen wollte, hielt sie mit den Worten davon ab: „Du sollst dein Gelübde werkthätig in

Erfüllung bringen, wenn dein Sohn, durch die Hilfe Gottes wirklich gesund geworden, mit Dir von dannen zieht." — Nachdem der fromme Mann hierauf mehrere Tage gefastet und zu Gott gebetet hatte, wurde der Kranke gesund, so daß er den Zurückweg zu Fuß antreten konnte. Da er seinen Geschäften als Handelsmann nachgehend, an viele Orte kam, so erregte seine wunderbare Wiederherstellung allenthalben das größte Erstaunen. Seitdem nun dieser Mann, bei welchem man schon jede Hoffnung an eine Genesung völlig aufgegeben hatte, geheilt worden war, fingen die Rugier an, häufig zu dem Diener Gottes zu kommen und ihn für ihre Kranken um Hilfe zu bitten. Auch kamen aus weiter Ferne Leute herbei, den heiligen Mann zu sehen, und unter diesen auch ein Mann, Namens Odoaker, welcher später (im Jahre 476) in Italien zum Könige ausgerufen worden ist. Diesem sagte Severin voraus, er werde groß werden, und obwohl er in diesem Augenblicke ein unansehnliches Kleid trage, in Italien zu großem Ansehen und Reichthum gelangen.

Auch der König Feletheus oder Fava, der Sohn des Flaccitheus, ahmte den Vater in seinem Eifer nach und pflegte oft im Anfange seiner Regierung den heiligen Mann zu besuchen. Derselbe hatte eine Gemahlin, welche Gisa hieß, ein wildes und boshaftes Weib, das ihn immer von allen Maßregeln der Milde zurückhielt. Wie ruchlos sie war, zeigt unter anderm der Umstand, daß



I. Bdchn. Zu S. 28.

sie einige Katholiken wieder taufen lassen wollte; *) aber aus Scheu vor dem heiligen Severin und wegen Mißbilligung ihres Gatten stand sie alsbald von diesem gottlosen Unternehmen ab. Doch quälte sie die Römer mit hartem Drucke, ja sie ließ sogar einige derselben auf der Donau in die Gefangenschaft fortführen. Da sie nun eines Tages in einem der Stadt Favianis sehr nahe gelegenen Flecken verweilte, und sich einige von den Römern von der Donau vorführen ließ, um sie zum niedrigsten Sclavendienste zu verurtheilen, wandte sich der Mann Gottes an sie mit der Bitte, dieselben frei zu lassen. Hierüber aber entbrannte das Weib von glühendem Zorn und ließ ihm die rauhen Worte sagen: „Bete Du, Diener Gottes, verborgen in deiner Zelle, uns aber lasse mit unsern Sclaven schalten, wie es uns gefällt."

Als der Mann Gottes diese Worte vernahm, sprach er: „Ich vertraue auf den Herrn Jesus Christus, daß das Weib gezwungen werden wird, zu thun, was sie aus bösem Willen nun nicht gewähren will."

Und alsogleich folgte die Strafe auf dem Fuße und beugte das Gemüth des hochmüthigen Weibes. Gisa hatte nämlich einige Goldarbeiter von den Barbaren zur Verfertigung königlichen Schmuckes in engen Gewahrsam bringen lassen. An demselben Tage nun, an welchem die Königin den Diener

---

*) Die Rugier waren Arianer, welche Alle, die zu ihnen übertraten, wieder tauften.

Gottes so schimpflich abgefertigt hatte, kam zu denselben in knabenhafter Neugierde der noch sehr kleine Sohn des Königs Feletheus, mit Namen Friederich. Da setzten die Goldarbeiter dem Kinde das Schwert an die Brust und erklärten, daß wenn Jemand es wagen würde, zu ihnen einzutreten, ohne ihnen das Leben zu verbürgen, sie zuerst das königliche Kind und dann sich selbst durchbohren würden, denn sie seyen durch die langwierige Haft ganz abgehärmt und verhießen sich keine Hoffnung der Befreiung. Als die grausame und gottlose Königin die Kunde hievon vernommen hatte, zerriß sie aus Schmerz ihre Kleider und brach in die Worte aus: „O Diener Gottes, Severin, rächet Gott so die Dir angethane Unbild? Eine solche Strafe, welche tief in mein Herz einschneidet, hast Du für den Hohn, den ich Dir zugefügt, erbeten?" — So vor Reue zerknirscht, rannte sie hin und her mit unnennbarem Jammer und bekannte, daß wegen des Frevels, den sie an dem Diener Gottes begangen, sie diese Strafe treffe, und sogleich sandte sie Reiter ab, ihn um Verzeihung zu bitten, und schickte die Römer zurück, welche sie an diesem Tage zu sich hatte bringen lassen, und für welche der heilige Mann Fürsprache eingelegt hatte, die sie mit Verachtung zurückgewiesen; auch die Goldarbeiter hielten alsbald sichere Gewähr für ihr Leben, worauf sie das Kind frei ließen und selbst dann in Freiheit gesetzt wurden.

Nachdem der ehrwürdige Diener Gottes dieses Ereigniß erfahren hatte, brachte er dem Schöpfer

seinen inbrünstigsten Dank dar, der deßhalb oft die Erhörung des Gebetes seiner Gläubigen verschiebt, daß der Glaube, die Hoffnung und die Liebe in ihnen wachse, und Er ihnen, während sie um Geringeres bitten, Größeres verleihen könne. Darum dankte er auch Gott, dem allmächtigen Retter, daß das grausame Weib, während es freie Männer zu Sclaven machte, Sclaven in Freiheit zu setzen gezwungen wurde. Da nun das Gebet des Dieners Gottes so wunderbar erhört worden war, eilte die Königin unverzüglich mit ihrem Gemahl zu ihm, zeigte ihm das Kind, bekannte, daß dasselbe durch sein Gebet dem nahen Tod entrissen worden sey, und versprach heilig, nimmer der Gewährung seiner Wünsche zu widerstreben.

Der Diener Gottes Severin, der die Gabe der Vorhersagung besaß, befahl einst einem Manne, den er mit Weib und Kindern aus der Gefangenschaft der Barbaren befreit hatte, über die Donau zu gehen und daselbst in einem von Barbaren bewohnten Dorfe einen unbekannten Menschen aufzusuchen, den er ihm in Folge göttlicher Eingebung nach Größe, Farbe der Haare, Aussehen des Gesichtes und der Kleidung so wie nach dem Orte seines Aufenthalts genau beschrieb, mit dem Auftrage, ihm wieder zu hinterbringen, was dieser ihm sagen werde. Der abgesandte Mann fand den Unbekannten, der zu ihm sagte: „Willst Du mich gegen eine Belohnung zu dem Manne führen, von dessen Heiligkeit und Frömmigkeit im ganzen Lande die Rede

ist? Schon seit langer Zeit bitte ich die heiligen Martyrer, deren Reliquien ich bei mir trage, mir die Gnade zu erwirken, daß ich mich meines Auftrages, den ich bisher zu erfüllen gegen meinen Willen verhindert gewesen bin, entledigen kann.“ — Auf dieses hin führte der Bote des Dieners Gottes den Mann zu dem heiligen Severin, welcher von ihm die Reliquien der Heiligen Gervasius und Prothasius mit größter Ehrerbietung in Empfang nahm, worauf er sie in der Kirche seines Klosters niederlegte. Er besaß in dieser Kirche schon viele heilige Reliquien, bei deren Aufnahme er jedoch äußerst vorsichtig zu Werke ging, indem er sich jedesmal vorher die vollkommene Ueberzeugung von ihrer Aechtheit zu verschaffen suchte, da er wohl wußte, daß man in dieser Beziehung schon manche Täuschung auszuüben versucht habe.

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Als man in Severin drang, ein bischöfliches Amt zu übernehmen, erwiderte er, es genüge ihm der Stand, in der Einsamkeit zu leben, zu welchem ihn Gott bestimmt habe, indem er in demselben den Nothleidenden am Besten beizustehen vermöge. Er unterließ übrigens nicht, seinen Mönchen Vorschriften zu einem heiligen Leben zu geben und diejenigen unter ihnen, welche Eltern oder Verwandte in der

Welt zurückgelassen hatten, zu belehren, wie sie es machen sollten, um nicht in Versuchung zu gerathen, nach weltlicher Lust und Ehre zurückzuschauen, weßwegen er ihnen das schreckliche Beispiel von Loth's in eine Salzsäule verwandeltes Weib vor Augen stellte. Er gab ihnen auch die Mittel an, jede sündliche Begierde zu unterdrücken und deren Feuer durch Bußethränen auszulöschen.

Seinem Kirchendiener Maurus sagte er eines Tages: „Hüte Dich, heute auszugehen, sonst wird Dich ein großes Unglück treffen.“ Maurus achtete jedoch der Warnung seines Meisters nicht und entfernte sich, von einem Verführer verleitet, einige Meilen weit vom Kloster. Da fiel er den Barbaren in die Hände, welche ihn über die Donau fortführten. In dem nämlichen Augenblicke, wo dieses geschah, las Severin eben in einem Buche. Plötzlich schlug er das Buch zu und sagte zu seinen Leuten: „Sehet Euch schnell nach dem Maurus um.“ — Da sie ihn aber nirgends fanden, eilte Severin fort, ließ sich schnell über die Donau setzen und erreichte glücklich die Barbaren. Als diese die ehrwürdige Gestalt des heiligen Mannes sahen, wurden sie von Ehrfurcht für ihn erfüllt und gaben dem Gefangenen sogleich die Freiheit.

In der Zeit, wo Severin in jenem Theile von Noricum lebte, das an die Donau grenzte und daher Ufer-Noricum genannt wurde, mußten die dort erbauten Kastelle beständig des Angriffes der Barbaren gewärtig seyn, und alle wünschten daher,

den Mann Gottes in ihren Mauern zu besitzen, weil sie in diesem Besitze allein vor den Barbaren geschützt zu seyn glaubten, und es geschahen daher von allen Seiten Einladungen an ihn, um sich seiner Person zu versichern. So befand er sich eines Tages in dem Castell Cucullis, dessen Bewohner noch zum Theile dem Götzendienste anhingen. Als Severin davon Kenntniß erhielt, predigte er eifrig gegen den Götzendienst, ließ durch den Priester des Ortes eine dreitägige Fasten verkünden und befahl, daß aus jedem Hause eine Wachskerze in die Kirche gebracht werde und der Ueberbringer sie eigenhändig an der Wand befestige. Hierauf bat er mit seinen Diaconen Gott im eifrigen Gebete, er möge durch das Licht seiner Erkenntniß die Götzendiener offenbar machen. Nachdem das Gebet einige Zeit lang gewährt hatte, da flammten die Kerzen der Rechtgläubigen in Folge göttlicher Kraft auf einmal in herrlichem Lichte auf, während die Kerzen derjenigen, welche der Abgötterei zugethan waren, dieses aber läugneten, ohne Flamme blieben. Hierauf wurden Diejenigen, deren Kerzen unangezündet geblieben waren, zur Buße und zum Glauben an den dreieinigen Gott ermahnt, und sie bekannten und bereuten öffentlich ihre Sünde. — O Allmacht Gottes, die Du Kerzen und Gemüther entzündest, und machst, daß das entflammte Feuer an den Kerzen und an den Gemüthern glänze.

Ein anderes Mal geschah es, daß die Heuschrecken alle Früchte abfraßen, welche in der Ge-

gend wuchsen. Um von dieser Landplage befreit zu werden, verfügten sich Priester und Volk zu dem heiligen Severin und sprachen zu ihm: „Wir wissen, Mann Gottes, daß Du bei Gott viel vermagst, erwirke uns also durch deine Fürbitte bei ihm, daß wir dieses Uebels entlediget werden.“ — Severin antwortete: „Habt Ihr nicht gelesen, was Gott dem sündigen Volke durch den Propheten befahl, indem er sagte: Bekehret euch zu mir von eurem ganzen Herzen mit Fasten und Weinen und Klagen, — und wieder: Weihet ein Fasten, rufet zur Versammlung, versammelt die Greise, alle Bewohner des Landes in's Haus eures Gottes und rufet zu dem Herrn. — Uebet gute Werke, sie werden Euch von dem Uebel der gegenwärtigen Zeit befreien. Keiner soll hinaus auf den Acker gehen, in der Meinung, er könne durch menschliche Kraft die Heuschrecken vertreiben, damit der Zorn Gottes nicht noch mehr angefacht werde.“ — Als sie nun in der Kirche versammelt waren, sang jeder nach seiner Weise, und wer nicht singen konnte, betete flehentlich zu Gott, und alle gaben Almosen nach ihrem Vermögen und verrichteten andere gute Werke, wie ihnen der Diener Gottes befohlen hatte. — Ein einziger Mann von allen verließ die Kirche und begab sich auf seinen Acker und bemühte sich den ganzen Tag hindurch, die Heuschrecken von demselben zu vertreiben, und kehrte erst spät wieder zu dem gemeinschaftlichen Gebete zurück. Als die Leute nun am andern Tage nach ihrer Saat sahen, da erkannten sie die Wir-

kung des gläubigen Gebetes, denn sie war ganz wohl erhalten, und nur der Acker des Mannes, welcher die Kirche verlassen und die Heuschrecken zu vertreiben gesucht hatte, war von den gefräßigen Thieren ganz verwüstet. Darüber war der Mann sehr bestürzt und fiel den andern zu Füßen und bat sie, sie möchten Fürbitte für ihn einlegen, damit er die Vergebung seines Ungehorsams erlange. Der heilige Severin nahm daraus Veranlassung, alle zu belehren, daß man Gott gehorchen müsse, dessen Befehle auch die Heuschrecken gehorchen müßten. — Jener Mann aber versprach unter Weinen und Klagen, künftig dem Befehle Gottes getreu nachzukommen, und bat, ihm doch so viel zu geben, daß er davon leben könne. Nun sagte der Mann Gottes zu den Uebrigen, es sey billig, daß Jener, der ihnen durch seinen Ungehorsam ein abschreckendes, durch seine Reue aber ein so nachahmenswerthes Beispiel gegeben habe, von ihnen in seiner Noth unterstützt werde, worauf sie ihm versprachen, den armen Mann mit allem zu versehen, was er vonnöthen habe. Dieser aber hat die Lehre daraus gezogen, welchen großen Schaden der Unglaube nach sich ziehe und welchen Nutzen dagegen der göttliche Segen Jenen bringe, die Gott getreu dienen.

Ein anderes Wunder geschah auf die Bitte Severin's in Juvavo. Als nämlich die Gläubigen an einem Sommertage in die Kirche gingen, um der Vesper beizuwohnen, war kein Feuer vorhanden, um die Kerzen anzuzünden. Da inzwischen

die Zeit der Vesper verfloß, so fiel der Mann Gottes auf die Kniee und betete inbrünstig, worauf es geschah, daß die Kerze, welche Severin in der Hand trug, sich von selbst entzündete. Als diese Kerze nun leuchtete und die Vesper gehörig gefeiert werden konnte, da sagten alle Gott Dank, und dieses wundervolle Ereigniß entzündete in vielen Herzen, in die bisher das Licht des Christenthums noch nicht eingedrungen war, die Flamme des Glaubens.

An dem nämlichen Orte ereignete es sich, daß ein Weib, welches an einer langwierigen Krankheit gelitten hatte, auf einmal wie todt dalag, so daß ihre Angehörigen schon Anstalten trafen, sie zu beerdigen. Doch legten sie selbe noch in ihrem Bette vor die Thüre der Zelle Severin's, so daß dieser die Thüre nicht öffnen konnte, als er heraustreten wollte. Auf seine Frage nach der Ursache dieses Hindernisses sagten ihm die Verwandten der todten Frau: „Wir haben die Todte vor deine Thüre gelegt, damit Du sie durch dein Gebet wieder zum Leben erwecken mögest.“ Der Mann Gottes vergaß Thränen der Betrübniß und sagte: „Wie könnet Ihr mir, einem so geringen Manne, so große Dinge zutrauen? Ich bekenne mich eines so großen Werkes für ganz unwürdig und wünsche nur, daß ich Vergebung meiner Sünden erlangen möge.“ — Die Verwandten der todten Frau sagten hierauf, sie glaubten fest, daß die Todte wieder zum Leben erwachen werde, wenn Severin Gott darum bitten wolle. Der Heilige zerfloß nun in Thränen, kniete

nieder und betete, und siehe da, das Weib stand auf. Severin sagte nun zu den Anwesenden: „Schreibet dieses Wunder nicht mir zu; nur euer starker Glaube hat es gewirkt, und dieses geschieht an vielen Orten, damit man erkennen möge, es sey nur ein einiger Gott, der im Himmel und auf Erden Wunder thut und die Sünder zum Heil, die Todten aber zum Leben erwecket.“ — Das Weib, welches nun seine Gesundheit wieder erlangt hatte, pries Gott und gab seinen Dank durch gute Werke zu erkennen.

Quintana (heute Künzen) ist ein zu Rhaetia secunda gehöriger und an dem Ufer der Donau gelegener Ort, an welchem ein kleiner Fluß vorüber fließt, der in Folge der Anschwellung der Donau oft aus seinen Ufern trat und alle Felder, die in der Nähe des Kastells lagen, überschwemmte. Die Kirche, ein aus Holz aufgeführtes Gebäude, das auf in die Erde eingeschlagenen Pfählen ruhte, und dessen bretterne Wände durch Klammern zusammengefügt waren, ward ebenfalls durch das austretende Wasser immer überschwemmt und zum Theile fortgerissen. Als Severin, der auf die Bitte der Einwohner dahin gekommen war, die Baufälligkeit der Kirche sah, fragte er nach der Ursache derselben. Man unterrichtete ihn von den obwaltenden Umständen, und er sagte nun: „Schlaget jetzt im Namen Jesu Christi einen Estrich über das Tafelwerk, und Ihr werdet sehen, daß das Wasser künftig diese Stelle nicht wieder erreichen wird.“ — Als das

Estrich fertig war, stellte sich Severin mit einer Axt in der Hand auf dasselbe, betete und schlug mit der Axt auf die Pfosten; dann trat er an den Fluß, bezeichnete denselben mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sprach: „Mein Herr Jesus Christus, wolle das Wasser dieses Flusses nicht über das Zeichen des heiligen Kreuzes steigen lassen!" — Von dieser Zeit an blieb der Ort, den der Mann Gottes mit dem heiligen Kreuzzeichen bezeichnet hatte, von der Ueberschwemmung verschont, wenn der Fluß sonst auch an allen übrigen Stellen austrat.

In diesem Kastell ging ein frommer und ehrwürdiger Priester, mit Namen Silvinus, mit Tode ab; er wurde auf der Bahre in die Kirche getragen, und die Klerisei sang und betete die ganze Nacht hindurch vor derselben. Bei Anbruch des Tages bat Severin die Priester und Diaconen, die Kirche zu verlassen, um nach dem langen Wachen auszuruhen und etwas zu schlafen. Es geschah, und als sich alle entfernt hatten, fragte der Mann Gottes den Pförtner Maternus, ob Niemand mehr in der Kirche wäre, worauf ihm der Pförtner erwiderte, es befinde sich Niemand mehr darin. Da Severin versicherte, daß dieß nicht der Fall sey, indem noch Jemand darin verborgen wäre, durchsuchte Maternus die Kirche abermals, fand aber Niemand. Severin bestand trotzdem auf seiner Behauptung; die Kirche wurde zum dritten Male durchsucht, und man fand nun eine Gott geweihte Jungfrau, die sich versteckt hatte und welche ihre Anwesenheit damit entschul-

digte, daß sie gehofft habe, Zeugin zu seyn, wie der heilige Mann Gott anrufen werde, damit seine Gnade den Todten wieder zum Leben erwecke. Nach Entfernung der frommen Jungfrau warf sich Severin mit einem Diacon und zwei Pförtnern zum inbrünstigen Gebete nieder, nach dessen Beendigung er den leblosen Körper Silvin's mit folgenden Worten anredete: „Im Namen unseres Herrn Jesus Christus fordere ich Dich, frommer Priester Silvinus, auf, mit deinem Bruder zu reden.“ — Der Verstorbene schlug die Augen auf und Severin fuhr fort: „Willst Du, daß wir Gott bitten sollen, er wolle Dich uns, seinen Knechten, noch für einige Zeit auf dieser Welt schenken?“ — Silvin antwortete hierauf: „Ich beschwöre Dich bei dem Herrn, daß Du mich hier nicht länger aufhalten und der ewigen Ruhe entziehen wollest, in welcher ich mich schon befand.“ — Nach diesen Worten schloß der Leichnam wieder die Augen. — Diese durch das Gebet des heiligen Severin herbeigeführte Begebenheit ist so geheim gehalten worden, daß man, so lange er lebte, nichts davon erfuhr, und sie erst nach seinem Tode durch einen der Anwesenden offenbar wurde.

Severin hatte den Grundsatz, er sey erst dann gesättigt, wenn er sehe, daß die Armen versorgt wären, und da das viele Fasten auf seine Gesundheit keinen nachtheiligen Einfluß übte, so fühlte er nur dann Mattigkeit und Schwäche, wenn er sah, daß die Armen Noth litten. Sein Beispiel

war auch auf Andere so wirksam, daß Viele ihm den Zehenten für die Armen gaben, obwohl sie, unter den Barbaren schmachtend, von diesen viele Erpressungen zu erdulden hatten. Die Kälte empfand er nur an den bloßen Armen, da er von Gott die außergewöhnliche Gabe erhalten hatte, obwohl ein Afrikaner von Geburt, einen sehr hohen Grad von Kälte ertragen zu können. In Bezug auf die Ablieferung des Zehents ermahnte er Priester und Volk zur Gewissenhaftigkeit darin, damit ja die Armen nicht zu Schaden kämen. Als nun in Folge dieser Ermahnungen einmal Leute kamen, um ihm Kleidungsstücke für die Armen zu überbringen, fragte er sie, ob denn nicht auch aus Tiburnia Leute zu gleichem Zwecke kommen würden. Man antwortete ihm, daß die Leute aus Tiburnia bald eintreffen würden, worauf aber Severin entgegnete: „Sie werden leider nicht kommen, denn die Einwohner von Tiburnia sind von den Barbaren genöthiget worden, die für die Armen bestimmte Beisteuer ihnen zu überliefern.“ — Dieß hat sich auch vollkommen als Wahrheit bestätiget, denn die Bürger von Tiburnia kämpften damals mit den Gothen, welche ihre Stadt belagert hatten, nicht mit Glück und waren von ihren Feinden der für die Armen des hl. Severin's bestimmten Beisteuer beraubt worden.

Die Einwohner von Lauriacun hatten sich trotz der öftern Ermahnung Severin's in Abtragung ihrer Beiträge für die Armen sehr saumselig bewiesen. Die Strafe blieb aber nicht aus und die

Früchte ihrer Felder verdarben durch Brand und Mehlthau. Da kamen sie zu dem Heiligen, fielen vor ihm nieder und sprachen ihre Reue aus. Severin suchte die Betrübten durch geistlichen Zuspruch aufzurichten und sagte zu ihnen: „Wenn Ihr den Armen den Zehenten abgegeben hättet, würdet Ihr nicht allein den ewigen Lohn dafür zu erwarten gehabt haben, sondern auch nicht mit zeitlicher Strafe heimgesucht worden seyn; weil Ihr aber Euere Schuld demüthig erkennt, so verspreche ich Euch mit der Gnade Gottes, daß euere Ernte keinen Schaden erleiden wird, wenn nur euer Glaube nicht wankt." — Dieser Verheißung vertrauend lieferten die Bürger von Lauriacum ihren Zehenten ab; Severin ordnete ein Fasten an, betete, und ein sanfter Regen, der hierauf erfolgte, stellte die Frische und Ergiebigkeit der Früchte ihrer Felder wieder her.

Da der Ruf Severin's sich immer weiter verbreitete, so kamen immer viele Leute zu ihm, ihn zu besuchen, und unter andern auch ein Priester mit Namen Paulinus. Er hielt sich einige Tage bei Severin auf, und als er ihn verlassen wollte, theilte Severin ihm mit, daß ihn zu Hause gegen seinen Willen die bischöfliche Würde erwarte. Die Vorhersage Severin's ist auch pünktlich eingetroffen; denn er war kaum zu Hause angelangt, als ihn die Bürger von Tiburnia nöthigten, die bischöfliche Würde anzunehmen.

Ein zahlreicher Haufen von Herulern (ob auf dem Zuge nach Italien oder auf dem Rück-

zuge von da begriffen, läßt sich nicht bestimmen) war gegen das mittelländische Noricum im Anzuge. Severin hatte davon Kenntniß, daß jener Schwarm sich nach Juvavo (Salzburg) gewandt hätte, und sandte auf der Stelle den Moderatus, Cantor der Kirche zu Castra Batava (Passau), ab, und ließ den Einwohnern von Juvavo das Ungewitter, das bald über ihre Stadt losbrechen werde, anzeigen und ihnen die schleunigste Flucht anrathen. Aus Besorgniß, seine erste Warnung möchte nicht beachtet werden, schickte er noch einen zweiten Boten nach, dem er mit Thränen in den Augen sagte: „Eile, wie sehr Du immer kannst, und benachrichtige die Bewohner von Juvavo, daß, wenn sie nach deiner Ankunft noch eine Nacht in der Stadt verweilen würden, sie unfehlbar Tod oder Gefangenschaft treffen werde. Besonders dringend ließ er den Maximus, einen dort lebenden frommen Priester ermahnen, ohne Verzug sein Heil in der Flucht zu suchen. Beide Boten trafen hinter einander in Juvavo ein und entledigten sich ihres Auftrages; allein die Einwohner schenkten der Warnung Severin's kein Gehör. Der Priester Maximus wollte die Boten bei sich behalten und bewirthen, diese ließen sich aber nicht zurückhalten, sondern traten sogleich den Zurückweg wieder an. Noch in derselben Nacht überfielen die Heruler, wie es Severin vorausgesagt hatte, eben so schnell als ungestüm die Stadt, verheerten sie, und die fruchtlos gewarnten Einwohner fanden den Tod oder die Knechtschaft, der

Priester Maximus aber wurde an einem Baume aufgehängen. Der heilige Severin war sehr betrübt darüber, daß diejenigen, die er so treu gewarnt, seine Warnung unbeachtet gelassen hatten.

Einem Manne aus dem Noricum, der den heiligen Severin besucht hatte, verkündete dieser bei seiner Abreise, sein Vaterland werde unerwartet verheert werden. Der Fremde reiste auf diese Nachricht hin sogleich in seine Heimath zurück, nachdem ihm Severin noch Briefe, welche dieselbe Nachricht enthielten, an den Bischof Paulinus mitgegeben hatte. Paulinus, durch den Inhalt dieser Briefe von der bevorstehenden Gefahr in Kenntniß gesetzt, schrieb sogleich an alle Städte seiner Diöcese, mit der Ermahnung, sie möchten das Unglück, das ihnen drohe, durch dreitägiges Fasten abzuwenden suchen. Kaum waren sie diesem Auftrage nachgekommen, als die Alemannier mit großer Macht ins Land fielen und Alles verheerten und zerstörten mit Ausnahme jener Städte, welche sich durch Fasten und Demüthigung des Herzens wider die Grausamkeit der Barbaren verwahrt hatten.

Der Ruf der wunderthätigen Heiligkeit Severin's, der bis in die Ferne verbreitet war, zog auch einen Mann aus Mailand herbei, welcher mit dem Aussatze behaftet war. Derselbe bat den frommen Diener Gottes, ihn durch die Kraft seines Gebetes von seiner Krankheit zu heilen, und Severin befahl nun seinen Mönchen, sie sollten drei Tage fasten, worauf der Kranke alsbald auch durch

die Gnade Gottes seine Genesung erhielt. Als ihm Severin nun anrieth, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, bat ihn der Fremde, ihn nun auch von dem Aussatze der Seele zu heilen und ihm zu gestatten, daß er an dem Orte, wo er die Gesundheit seines Körpers erlangt habe, auch sein Leben beschließe. Severin freute sich über diesen Entschluß, und ordnete erneuertes Fasten und Beten an, worauf der Fremde auch die Gesundheit seiner Seele erlangte. Zwei Monate darauf wurde er von den Banden des sterblichen Leibes befreit.

Um dieselbe Zeit verließen die Einwohner der Stadt Quintana, die durch den Einfall der Alemannier viel zu leiden hatten, ihre Stadt und flüchteten nach Batava. Den Barbaren blieb ihre Flucht nicht unbekannt und sie hofften nun, die Bewohner zweier Städte zu gleicher Zeit in Batava überfallen und plündern zu können. Severin, welcher dem Gebete fleißig oblag, beruhigte die Bewohner durch die Versicherung, daß die Feinde mit Gottes Hilfe würden überwunden werden. Alle belebte diese Vorhersagung des heiligen Mannes mit neuem Muthe, sie gingen in der festen Hoffnung auf den verheißenen Sieg und stärker durch Severin's Gebet als durch ihre Anzahl den Alemanniern entgegen. Nachdem diese auch wirklich besiegt und in die Flucht geschlagen worden waren, sprach Severin zu den Siegern folgende Worte: „Meine Söhne, schreibet diesen Sieg nicht eueren Kräften zu, sondern erkennet, daß Ihr allein durch die Gnade und den Schutz Gottes

befreit und erhalten worden seyd. Doch ertheile ich Euch nun den Rath, nach kurzem Verweilen diesen Ort zu verlassen; versammelt Euch also und zieht mit mir nach Lauriacum." — Als Severin sah, daß die Batavер Bedenken trugen, seinen Rath zu befolgen, fügte er hinzu: „Obwohl wir auch jene Stadt, wohin wir uns begeben wollen, wegen den Einfällen der Barbaren bald wieder werden verlassen müssen, so laßt uns doch dahin ziehen!" — Die Meisten folgten ihm nun nach Lauriacum, und alle diese wurden gerettet, einige aber glaubten seinen Worten nicht und blieben in der Stadt zurück. Diese traf bald das Schwert der Barbaren, und alle, welche wider den Rath Severin's zurückgeblieben waren, wurden von den Thüringern, die bald darauf einfielen, theils getödtet, theils in die Gefangenschaft fortgeführt und haben somit die Strafe ihres Ungehorsams und ihrer Verachtung eines weisen Rathes erlitten.

Nachdem die Städte an der obern Donau durch die Barbaren zerstört worden waren, ermahnte Severin das Volk, das sich auf seinen Rath nach Lauriacum zurückgezogen hatte, sich nicht auf seine eigenen Kräfte zu verlassen, sondern dem Gebete, dem Fasten und dem Almosengeben obzuliegen und sich also vielmehr mit geistigen Waffen auszurüsten. — Eines Tages versammelte der fromme Mann Gottes alle Armen in der Kirche, um Oel, ein Bedürfniß jener Zeit, welches eben sehr im Preise gestiegen war, unter sie zu vertheilen. Da nun

eine große Anzahl armer Leute, welche zugleich den Segen des heiligen Mannes empfangen wollten, versammelt war, sprach derselbe, nachdem er das Gebet verrichtet und den Segen mit dem heiligen Kreuze ertheilt hatte: „Der Name des Herrn sey gelobt!" Dann füllte er mit eigener Hand den Dienern das Oel ein, die es dann unter die Armen vertheilten. Severin folgte hierin als treuer Diener dem Beispiele unseres Herrn, welcher nicht gekommen war, sich bedienen zu lassen, und, indem er den Fußstapfen seines Heilandes folgte, war er voll inniger Freude, als er sah, daß der Oelvorrath sich nicht verminderte, obwohl alle Gefäße der Armen damit gefüllt waren. — Da die Anwesenden dieses Wunder mit ansahen, rief einer von ihnen voll Erstaunen aus: „Was ist das? Es wächst das Oel im Kessel und quillet wie Wasser hervor!" Kaum waren diese Worte gesprochen, als sich der Oelvorrath augenblicklich verminderte, da das Wunder besprochen worden war. Severin machte dem vorlauten Rufer Vorwürfe darüber, indem er zu ihm sagte: „Bruder, Du hast übel gethan, denn Du hast durch deine Worte Viele, die noch Oel bekommen hätten, um diese Wohlthat gebracht."

Die Bürger von Lauriacum und von allen an der obern Donau gelegenen Orten, welche zu Severin geflohen waren, brachten alle Vorsichtsmaßregeln in Anwendung, um nicht vom Feinde überrascht zu werden, und verwahrten sich auf eine Weise gegen ihn, wie sie nur immer der menschlichen Kraft

möglich ist. Severin rieth ihnen, alle Lebensmittel in die Stadt zu schaffen, damit die einbrechenden Feinde keine Nahrungsmittel fänden und sich daher wieder zurückziehen müßten. Diese Ermahnung hatte er ihnen vier Tage vorher gegeben. Am Abende des vierten Tages aber schickte er einen seiner Mönche zu Constantius, Bischof von Lauriacum, und an die Bewohner dieser Stadt und ließ sie ermahnen, in der folgenden Nacht wachsam zu seyn, um nicht der Hinterlist der Feinde zu unterliegen. Man erwiderte dem Boten, den Severin an sie abgesandt hatte, die ausgeschickten Kundschafter hätten nichts Verdächtiges wahrgenommen; aber der heilige Mann ließ nicht nach, in sie zu dringen, doch ja keine Vorsichtsmaßregel zu unterlassen, da sie sonst in der Nacht überfallen und gefangen genommen würden. Sie thaten nun, wie er es sie geheißen hatte, und während Severin die Psalmen sang, wie er es beim Anbruche der Nacht jedesmal zu thun gewohnt war, da geschah es, daß ein Lastträger, welcher eine Fackel trug, mit derselben unabsichtlich einem Heuschober zu nahe kam, so daß dieser in Brand gerieth, welches Feuer die Stadt zwar nicht in Gefahr setzte, aber doch die Gegend weit umher erleuchtete. Da nun des entstandenen Feuers wegen sich in der Stadt ein großes Geschrei erhob, glaubten die Barbaren, welche im nahen Walde versteckt lagen und das Feuer sahen, sie wären verrathen, hielten sich still und wagten nicht, gegen die Stadt etwas zu unternehmen.

Als der Tag anbrach, griffen sie die Stadt an; sie fanden aber die Einwohner wohl gerüstet und zogen wieder ab, ohne daß sie ihr Vorhaben hätten ausführen können. Nach der Entfernung der Barbaren gingen die Bewohner vor die Stadt hinaus und fanden an verschiedenen Stellen in der Nähe der Mauern Leitern liegen, welche die Feinde zur Ersteigung derselben bereit gehalten, aber, durch das in Folge des Feuers entstandene Geschrei abgeschreckt, von sich geworfen hatten. — Die Einwohner von Lauriacum hatten sich nun überzeugt, wie wahr Severin gesprochen habe; sie baten ihn daher ihres Unglaubens wegen um Verzeihung und bekannten reumüthig, wie sehr ihre Herzen verhärtet wären. Sie begriffen nun vollkommen, daß dem heiligen Manne die ihm von Gott verliehene Gabe der Vorhersehung innewohne und daß ihre Stadt nebst ihnen verloren gewesen und in die Hände der Barbaren gefallen wäre, wenn nicht das Gebet desselben sie gerettet hätte, wodurch das Wort des Apostels Jakobus erfüllt wurde, welcher sagt: „Viel vermag das beharrliche Gebet des Gerechten."

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Als Feletheus, König der Rugier, auch Feva genannt, vernahm, daß die Bewohner der von den Barbaren eroberten Städte, die dem Schwerte der-

selben entronnen waren, sich auf Antrieb des heiligen Severin nach Lauriacum begeben hatten, beschloß er, selbe von da wegzuführen und ihnen ihre Wohnsitze in jenen Städten und Ortschaften anzuweisen, die ihm zinsbar waren, und unter welchen sich auch die Stadt Faviana befand, die von dem Lande der Rugier nur durch die Donau getrennt war. Er machte sich daher mit seinem Heere auf, um sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Als die Leute in Lauriacum dieß erfuhren, geriethen sie alle in große Bestürzung darüber und baten den heiligen Severin, dem Könige entgegenzugehen und ihn von der Ausführung des gefaßten Entschlusses abzuhalten. Severin, sogleich bereit dazu, reiste die ganze Nacht hindurch und traf den König am Morgen etwa zwanzig Meilen von der Stadt entfernt. Feletheus fragte den Mann Gottes nach der Veranlassung seiner so eilfertigen und anstrengenden Reise, und dieser erwiderte ihm: „Friede sey mit Dir, o König! Ich komme als Abgesandter des Herrn und will Dich in seinem Namen um Gnade und Barmherzigkeit für die Bewohner von Lauriacum bitten. Gedenke der Dienste, welche ich deinem Vater zu leisten Gelegenheit gehabt, und die ihn bewogen haben, während seiner ganzen Regierung nichts ohne meinen Rath zu unternehmen. Er hat durch die glücklichen Erfolge meiner Rathschläge begreifen gelernt, wie viel das Gemüth eines Folgsamen vermöge, und welchen Nutzen es dem Sieger bringe, sich seiner Siege nicht zu überheben." — Der Kö-

nig antwortete hierauf: „Ich will das Volk, für welches Du bittest, nicht durch die Alemanier oder Thüringer zu Grunde richten, oder durch das Schwert tödten oder in die Knechtschaft abführen lassen, da eine hinreichende Anzahl von Städten und Ortschaften in der Nähe ist, in welchen sie wohnen können." — „Sage selbst, mein König," entgegnete hierauf Severin, „ob diese Menschen alle etwa durch die Gewalt der Waffen gegen ihre Feinde geschützt und erhalten worden sind, oder ob sie nicht vielmehr ihre Rettung Gottes Gnade zu verdanken haben, der sie für deinen Dienst erhalten wollte? Verachte also, o König, meinen Rath nicht, und überlasse diese Menschen, welche mir anvertraut sind, meiner treuen Sorgfalt, damit sie durch dein großes Kriegsheer nicht vielmehr zu Grunde gerichtet, als mit Nutzen für dich an andere Orte versetzt werden; denn ich habe das Vertrauen zu dem Herrn, daß er, der mich an ihrem Elende hat theilnehmen lassen, mir auch Ueberredungsgabe genug verleihen wird, um diese Menschen von dem zu überzeugen, was ihnen nützlich ist." — Nachdem König Feletheus diese bescheidene Vorstellung Severin's mit Wohlwollen angehört hatte, gab er sein Vorhaben, die in Lauriacum versammelten Angehörigen fremder Städte mit Gewalt der Waffen in sein Land zu versetzen, auf und zog sich mit seinem Heere wieder zurück. — Severin bewog nun jene Leute, Lauriacum zu verlassen und sich nach den weisen Anordnungen, die er deßhalb traf, in den Städten niederzulassen, in

welche sie der König Feletheus versetzen wollte, und wo sie nun mit den Rugiern stets im besten Einverständnisse lebten. Severin selbst, in seinem alten Kloster zu Faviana lebend, fuhr fort, die Leute mit guten Lehren und Ermahnungen zu unterstützen, und sagte ihnen auch vorher, daß sie in nicht ferner Zeit sich ohne Hinderniß in ein den Römern angehöriges Land begeben könnten.

Auf einen erhaltenen Ruf begab sich einmal der heilige Severin nach Comagenis. Kaum war seine Ankunft bekannt geworden, als einer der vornehmsten Hofleute des Königs Feletheus zu ihm kam, dessen Sohn schon seit lange an einer schweren Krankheit darniederlag und sich eben jetzt in einem Zustande befand, welcher zu seiner Wiederherstellung durchaus keine Hoffnung mehr gab. Der Hofmann fiel dem heiligen Manne zu Füßen und sagte zu ihm: „Ich hege das Vertrauen zu Dir, du Mann Gottes, daß Du meinem Sohne durch die Kraft deines Gebets schnell wieder zur Gesundheit verhelfen kannst.“ — Severin betete nun, und der zum Tode Erkrankte verließ vollkommen genesen sein Krankenlager.

Bonasus, einer der Mönche des heil. Severin, von den Barbaren abstammend, litt sehr an einer Augenkrankheit und bat den Heiligen, ihn durch sein Gebet davon zu befreien, wobei er sich nicht enthielt, seinen Unwillen darüber auszusprechen, daß Fremden geholfen werde, während er, einer der Angehörigen Severin's, dieser Gnade nicht theilhaftig zu werden vermöge. Der Diener Gottes antwortete

ihm hierauf: „Mein Sohn, du hältst es für zuträglich für dich, daß dein äußeres Auge geheilt werde, bitte aber vielmehr Gott, daß dein inneres Auge, welches ganz verdunkelt ist, Heilung erlange.“ — Nachdem der fromme Mann dieß dem Mönche gesagt hatte, befliß dieser sich von Stunde an, mehr mit geistigen als leiblichen Augen zu sehen, und dieß gelang ihm auch durch Hilfe standhaften Gebetes so gut, daß er nach Verlauf von vierzig Jahren, die er noch im Kloster zubrachte, selig starb.

Severin hatte einst den Mönch Marcianus mit einem Bruder nach Noricum gesendet. Nach Ablauf des dritten Tages ihrer Abwesenheit rief er plötzlich seinen Mönchen zu: „Brüder, ich bitte Euch, betet, denn dem Marcianus und seinem Begleiter droht in diesem Augenblicke große Gefahr; doch werden sie durch die Hilfe Christi daraus errettet werden.“ — Nach Verrichtung des Gebetes zeichneten die Mönche den Tag und die Stunde auf, wo Severin dieses gesagt hatte. Die Reisenden kehrten erst nach langer Zeit wieder ins Kloster zurück, und da sie erzählten, daß sie einst einer großen Lebensgefahr glücklich entgangen wären, da traf die Zeit mit jener vollkommen überein, wo Severin sie zum Gebete aufgefordert hatte. — So wußte er auch durch Gottes Eingebung vorher zu sagen, wenn einer seiner Mönche erkranken oder einem sonst etwas begegnen würde. Er hat aber durch sein eifriges Gebet jedes Mal die Krankheit oder das drohende Unglück zu beseitigen oder wieder zu heilen gewußt.

Als Severin, nachdem er in der Welt viele Kämpfe siegreich bestanden hatte, wahrnahm, daß er, wie Gott es ihm geoffenbart, bald von der Welt werde Abschied nehmen müssen, ließ er den König der Rugier Feletheus mit seiner Gemahlin Gisa, die wegen ihres grausamen Charakters bekannt war, zu sich bitten. Er sprach ihnen mit heilsamen Ermahnungen zu und empfahl dem Könige, seine Untergebenen zu behandeln, wie er es vor Gott verantworten könne. Hierauf richtete er seine Worte an die Königin Gisa und fragte sie, indem er auf die Seite des Körpers des Königs deutete, wo sich das Herz befindet: „Was liebst du mehr, Gisa, dieses Herz oder Silber und Gold?" Als die Königin antwortete, sie ziehe ihren Gemahl allen Schätzen und Gütern der Welt vor, so fuhr Severin fort: „Wenn Du eine solche Gesinnung hast, so unterlasse, Unschuldige zu unterdrücken, wie Du gethan, denn Du hast den König oft abgehalten, Milde und Gnade zu üben." — Als ihn die Königin hierauf fragte, wie er das meine, antwortete ihr Severin: „Ich geringer und demüthiger Mensch, der ich bald zum Herrn werde abgerufen werden, bitte und beschwöre Euch, Dich König, und Dich, Königin, daß ihr Euch aller ungerechten Thaten enthalten und guten Werken obliegen möget. Bisher ist euere Regierung glücklich gewesen, sorget, daß sie es bleibe!" — Nachdem der König und die Königin von dem heiligen Manne diese und noch andere Lehren und Ermahnungen er-

halten hatten, nahmen sie Abschied von ihm und kehrten in ihr Reich zurück. —

Hierauf fing der heilige Mann an, von seinem Lebensende zu sprechen und von der Süßigkeit der Liebe zu Gott und äußerte unter Anderm: „Vernehmet mich, meine Brüder! Gleichwie einst die Israeliten aus dem Lande Egypten errettet worden sind, also werden auch alle Völker dieses Landes von der ungerechten Unterjochung der Barbaren befreit werden und mit allem ihrem Hab und Gut aus dieser Gegend aufbrechen und, ohne irgend ein Hinderniß zu finden, in das Land der Römer gelangen. Erinnert Euch, was ich Euch hiemit sage: Gott wird Euch heimsuchen, und dann sollet Ihr meine Gebeine mit Euch fortnehmen, was nicht mir, sondern Euch zum Nutzen gereichen wird. Diese jetzt so bevölkerten Orte werden auf eine Weise verwüstet und verheeret werden, daß die Feinde auch der Todten Gräber öffnen, in der Meinung, darin Schätze zu finden." — Die späteren Ereignisse haben auch die Wahrheit dieser Vorhersagung vollkommen erwiesen, denn es ist alles so eingetroffen, wie es Severin vorher verkündet hatte. Der heilige Mann hat seinen Brüdern zu Liebe und um ihnen einen Beweis seiner Treue zu geben, angeordnet, seinen Leib mitzunehmen, damit bei dem allgemeinen Auszuge des Volkes die Gemeinschaft seiner Brüder durch das ihnen beständig gegenwärtige Andenken seiner Ueberreste in einer gesellschaftlichen Verbindung unzertrennlich bleiben möge.

Der heilige Severin hatte den Tag, an welchem er sterben werde, mehr als zwei Jahre vorher angezeigt. An dem nämlichen Tage, wo Lucillus, Priester des heil. Abtes Valentinus, den Erinnerungstag an denselben feiern sollte, wollte der heilige Severin, daß auch der seinige gefeiert werde, und er sagte daher zu Lucillus: „Wenn Valentinus Dir diesen Jahrestag zu feiern aufgetragen hat, so mögest Du, wenn ich gestorben bin, mein Gedächtniß am gleichen Tage feiern." — Lucillus, welcher älter als Severin war, entgegnete, daß, aller Wahrscheinlichkeit nach, er vor Severin sterben werde, aber dieser erwiderte: „Mein Bruder, es wird geschehen, wie ich gesagt habe, denn was Gott einmal beschlossen hat, das kann der Mensch nicht ändern."

Auch dem Prinzen Fridericus, einem Sohne des Flaccitheus und Bruder des Königs Feletheus, zeigte er seinen baldigen Hingang mit folgenden Worten an: „Du sollst wissen, daß ich bald von hinnen scheiden und zu dem Herrn gehen werde. Ich will Dich deßwegen zum Voraus ermahnt haben, daß Du es nicht wagen sollst, etwas von dem, was mir übergeben oder anvertraut worden ist, an Dich zu ziehen, noch von dem, was den Armen oder Gefangenen gehört, etwas zu nehmen, wenn Du Dir nicht den Zorn Gottes zuziehen willst." Fridericus antwortete hierauf: „Was magst Du uns durch solche Reden in Bestürzung setzen, da Du doch weißt, wie tief es uns schmer-

zen müßte, deines Schutzes beraubt zu werden. Auch würde es mir nicht geziemen, von deinen Schenkungen etwas zu nehmen, ja ich will selbe noch eher vermehren, damit ich wie mein Vater Flaccitheus durch dein Gebet möge Schutz erlangen, denn diesem ist jedesmal durch deine Verdienste Hilfe zu Theil geworden." — Nachdem Fridericus noch versichert hatte, er wolle den Ermahnungen nachleben, die ihm der Heilige gegeben, verließ er ihn und kehrte nach Hause zurück.

Am dritten Januar wurde Severin von einem Seitenstechen befallen, und da dieses immer mehr zunahm, so ließ er um Mitternacht seine Brüder zu sich kommen und ermahnte sie mit folgenden Worten: „Meine lieben Brüder, Ihr wißt, daß der Patriarch, als er seinen Tod nahe fühlte, seine Söhne zu sich berief und in prophetischem Geiste Jedem die Zukunft voraussagte. Ich, der so weit unter ihm steht, maße mir so etwas nicht an; eine Sache aber, die mit der Demuth bestehen kann, will ich nicht verschweigen und verweise Euch auf das Beispiel des Patriarchen, dessen Ausgang Ihr betrachten und dessen Glauben Ihr nachahmen sollt. Als Abraham vom Herrn gerufen ward und den Befehl von ihm erhielt, fortzuziehen, da wußte er nicht, wohin er kommen werde, und doch folgte er dem Rufe des Herrn und zog aus, ohne zu wissen, wo das Ziel seiner Reise seyn werde. Ahmet den Glauben des heiligen Patriarchen nach, ahmet nach seine Heiligkeit, verachtet alles Irdische und strebet

nur nach dem himmlischen Vaterlande. Ich setze das Vertrauen auf den Herrn, daß mir um Eurer willen ewiger Lohn zu Theil werden wird, denn ich sehe, meine Brüder, wie Ihr im Geiste zugenommen habt, die Gerechtigkeit übt, Euch der Gefangenen mit brüderlicher Liebe annehmet, der Keuschheit nachstrebet und die Regeln der Demuth beobachtet, — diese Dinge, wie ich sie von menschlichem Gesichtspunkte aus einsehen und begreifen kann, lobe und preise ich. Betet aber, daß alles dasjenige, was den Menschen gefällt, auch Gott gefallen möge, denn Gott sieht die Dinge auf eine andere Weise an, als der Mensch, weil er die Herzen durchforscht, wie die heilige Schrift sagt, und aller Menschen Gedanken zuvorkommt. Bittet Gott beständig im Gebete, daß er die Augen Eueres Herzens erleuchte und öffne, damit Ihr sehen könnet, wie viele Hülfe der Heiligen Euch umgibt, und welche Hülfsmittel die Gläubigen besitzen, denn der Herr, unser Gott, nahet sich Denjenigen, die ihn flehentlich darum bitten. Jene, die Gott dienen, müssen beständig beten; Ihr müßt es Euch nicht schwer fallen lassen, Buße zu thun, weil es Euch nicht schwer gefallen ist, Sünden zu begehen. Die Sünder sollen nicht Bedenken tragen, ihre Sünden zu beweinen, wenn sie erwägen, wie Gott durch Bußthränen wieder besänftigt wird, und daß er einen geängstigten Geist und ein zerknirschtes Herz als Opfer annimmt. Laßt uns deßwegen seyn von Herzen demüthig, in dem Gemüthe ruhig, laßt uns

alle Sünden meiden und allzeit der göttlichen Gebote eingedenk seyn; bedenket, daß es nichts nütze, ein demüthiges Kleid zu tragen, wenn wir nicht auch im Innern demüthig sind und die Gebote nicht halten. Unsere Sitten, meine lieben Brüder, müssen mit unserm Gelübde übereinstimmen. Es ist für Leute, die in der Welt leben, schon eine große Schande, in Sünden zu leben, und um wie viel größer ist diese Schande erst für einen Mönch, welcher die Freuden der Welt mit Abscheu fliehen und mit ganzem Herzen und vollem Gemüthe Christus Jenen vorziehen soll, die sich durch äußeres Gepränge auszuzeichnen suchen! — Doch was spreche ich so lange zu Euch, Ihr lieben Brüder! Es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als daß ich Euch mit den Worten des heiligen Apostels tröste, welcher sagte: „Und nun empfehle ich Euch Gott und dem Gnadenworte Dessen, der da mächtig ist, aufzubauen und das Erbe zu geben unter allen Geheiligten. — Ihm sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Nach dieser erbaulichen Anrede ließ der heilige Severin alle seine Brüder zu sich treten, ihnen den letzten Liebeskuß zu geben, und nachdem er das Sakrament der heiligen Communion empfangen hatte, bat er sie, sich des Weinens zu enthalten, worauf er sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete und seinen Brüdern befahl, zu singen. Da sie aber vor Betrübniß nicht zu singen vermochten, fing er selbst den Psalm zu singen an: „Lobet den Herrn in seinen Heiligen, alles was Odem hat,

lobe den Herrn!" — Hierauf verschied er im Herrn — es war der 8. Januar — da die Anwesenden kaum auf den letzten Vers geantwortet hatten. — Nachdem er verschieden war, erinnerte man sich seiner Vorhersagung über den Auszug aus diesem Lande und legte seinen Leichnam in eine hölzerne Truhe, damit man, wenn dieser Auszug statt finden würde, ihn desto leichter mit fortbringen könne.

Nachdem der erwähnte Fridericus den Tod Severin's erfahren hatte, beschloß er, ganz im Widerspruche mit der dem heiligen Manne gegebenen Versicherung, dem Antriebe seiner Habsucht folgend, sich die für die Armen im Kloster aufbewahrten Kleidungsstücke und andere Sachen zuzueignen. Damit verband er auch einen verwegenen Kirchenraub, indem er einem seiner Diener auftrug, von dem Altar der Kirche einen silbernen Kelch und andere kostbare heilige Geräthschaften wegzunehmen. Der mit diesem Kirchenraub Beauftragte wagte es aber nicht, die schändliche That auszuführen, sondern zwang einen Soldaten, mit Namen Aricianus, dazu, den Raub zu vollbringen. Obwohl der Soldat die That nur mit großem innern Widerstreben und gezwungen vollbrachte, wurde er doch dabei von einem heftigen Zittern befallen. Der Räuber hat aber später seine That dadurch wieder gut zu machen gesucht, daß er, von Reue angetrieben, sich auf eine einsame Insel begab, um da ein zurückgezogenes Leben zu führen, und die weltlichen Waffen,

die er bisher geführt, mit geistlichen vertauschte. Fridericus aber, welcher die Ermahnungen, die ihm der heilige Severin ertheilt und das Versprechen, das er selbst gegeben, schändlicherweise vergessen hatte, nahm alle Sachen des Klosters hinweg und ließ nur die nackten Wände desselben stehen, die er nicht fortnehmen konnte. Aber die ihm angedrohte Rache und Strafe des Himmels blieb nicht aus, denn es ging kaum ein Monat vorüber, so wurde er von dem Sohne seines Bruders, welcher ebenfalls Fridericus hieß, getödtet, und er verlor auf diese Weise nicht allein seinen Raub, sondern auch sein Leben. Wegen dieser That erklärte König Odoakar dem Könige der Rugier den Krieg, in welchem dieser gefangen, sein Sohn Fridericus aber vertrieben wurde.

Als König Odoakar vernahm, der vertriebene Fridericus sey wieder zurückgekehrt, schickte er seinen Bruder Arnolfus mit einem großen Kriegsheere gegen ihn ab. Arnolfus hatte den Auftrag, alle Römer nach Italien zurückzuführen, und alle Bewohner des Landes wurden nun, wie einst die Israeliten aus der egyptischen Knechtschaft, aus einem Lande geführt, wo sie von den Barbaren so oft waren beraubt und gequält worden. Dadurch ging die Vorhersagung des heiligen Severin vollkommen in Erfüllung. Der Priester Lucillus erinnerte sich noch wohl daran, was ihm Severin vor seinem Ende aufgetragen hatte, und ließ daher, nachdem die Vesper gesungen worden war, dessen

Grab öffnen. Als dieses geschehen war, ging ein so angenehmer Wohlgeruch aus demselben hervor, daß alle Anwesenden vor Verwunderung und Verehrung für den Heiligen sich auf die Erde niederwarfen. Man glaubte, die Gebeine des Heiligen würden in der Truhe zerstreut umherliegen, denn es waren schon sechs Jahre seit seinem Tode vorübergegangen; aber der Leib war noch unverwesen, für welches Wunder die Mönche alle Gott ihren Dank darbrachten, da er es hatte geschehen lassen, daß der Körper des Heiligen, obwohl er nicht einbalsamirt gewesen, sammt Bart und Haupthaar unversehrt geblieben war. — Als nun die Bewohner des Landes die Städte an der Donau und alle ihre bisherigen Wohnorte verließen, um sich nach Italien zu begeben und da anzusiedeln, wurde auch der Leib des heiligen Severin mit fortgeführt und nach Monte Feltre gebracht.

Als der Körper des heiligen Dieners Gottes in Italien eingetroffen war, wurde er auf Befehl des Papstes Gelasius, unter Begleitung einer unzähligen Menge Volkes von Neapel, auf das Castell Lucullanum gebracht, und dann in einem prachtvollen Grabe beigesetzt, welches ihm eine vornehme fromme Frau, mit Namen Barbaria, hatte erbauen lassen.

Bei diesen Exequien erlangten Viele, die mit Krankheiten behaftet waren, ihre Gesundheit wieder. Unter den Genesenen befand sich auch eine Bürgerin aus Neapel, welche Processa hieß und die

sich, obwohl schwer erkrankt, mit aller Anstrengung aufgerafft hatte, um an einen Ort zu gelangen, wo der Leichnam des Heiligen vorübergeführt wurde, worauf sie sich sogleich gesund fühlte. — Ein Blinder, welcher sich in einem nahen Hause befand, hörte die Gesänge des Leichenbegängnisses und fragte, was selbe zu bedeuten hätten. Als man ihm antwortete, daß man den Leichnam eines frommen Mannes, welcher Severin geheißen, vorüberführe, verlangte er, an das Fenster geführt zu werden, um dem Sarge näher zu seyn, und erhob seine Gedanken zum Himmel. Da erhielt er auf einmal sein Gesicht wieder, so daß er alles, was um ihn vorging, sehen konnte. — Ein gewisser Marinus litt an sehr heftigen Kopfschmerzen, gegen die er schon vergeblich sehr viele Mittel angewendet hatte. Da trat er zu dem Wagen, auf welchem der Leichnam lag und lehnte seinen Kopf an denselben. Sogleich fühlte er die Schmerzen weichen, für welche Wohlthat er so dankbar war, daß er jährlich am Tage der Beisetzung des Heiligen gute Werke vollbrachte. — Diese drei Wunder erzählen wir von den vielen, die sich bei der Beisetzung des Leichnams des heiligen Severin's ereigneten.

Der Biograph des heiligen Severin bezeichnet zwar das Jahr nicht, in welchem derselbe in ein besseres Leben übergegangen ist, allein er gibt an, daß bei der Erhebung des Leichnams seit Severin's Tod sechs Jahre vorübergegangen seyen. Der Abzug der Römer aus Noricum, bei welcher

Gelegenheit auch der Leichnam des Heiligen erhoben worden ist, geschah im Jahre 487 oder 488 und der Tod des Heiligen also im Jahre 481 oder 482. — Auch in dem Grabe auf dem Castell Lucullanum hatten die heiligen Gebeine noch keine Ruhe, denn um die Mitte des 9. Jahrhunderts wurde das Kloster daselbst von den Sarazenen zerstört und die heiligen Reliquien dann nach Neapel gebracht. —

Vorstehende Beschreibung des Lebens des heiligen Severin gibt uns die Ueberzeugung, daß sie weder zusammenhängend noch fruchtbar genug ist, um alle seine Leistungen zu überschauen, und wir müssen bloß mit einzelnen Zügen zufrieden seyn. Was Severin's Vaterland betrifft, so sagt sein Biograph Eugipp, daß alle Nachforschungen, von welchem Volke der Mann abstamme, der sich durch so herrliche Tugenden ausgezeichnet habe, vergebens gewesen seyen. Als sich einst ein Priester herausnahm, den heiligen Severin gleichsam im Namen aller seiner Brüder um sein Vaterland zu fragen, antwortete er ihm wie im Scherze: „Wenn du mich für einen Flüchtling hältst, so sieh dich schnell um Geld um, damit du mich loskaufen kannst, wenn man mich aufsucht. Das Vaterland des Christen ist der Himmel, und Jener ist zu bedauern, welcher seinen Ruhm von der Wiege ableiten will, und der sich für berühmt hält, weil er eine große Stadt mit seinem Kinderlallen begrüßte. Wein und Gemüse erhalten ihren Werth von dem Lande, der

Christ aber tritt sein Vaterland mit Füßen." Von dieser Zeit an wagte es Niemand mehr, eine Frage nach seinem Vaterlande an ihn zu stellen. Wahrscheinlich stammt er aus Afrika ab und ist aus Gottes Antrieb von da durch Panonien nach Noricum und Rhätien gekommen.

Unter den vielen Tugenden, welche der heilige Severin besaß, ragt die Menschenliebe so sehr hervor, daß beinahe jedes Kapitel seiner Lebensbeschreibung einen Beleg dazu liefert. Man durchgehe alles, was sein Biograph von ihm anführt, und man wird den Heiligen in verschiedenen Lagen überall sich selbst gleich, überall als Wohlthäter der leidenden Menschheit erblicken. Zwei zeitliche Güter sind es, auf welche der Mensch den höchsten Werth legt: Leben und Freiheit. Jenes durch Herbeischaffung der nöthigen Lebensmittel zu fristen, diese gegen drohende Feinde zu sichern oder nach geschehenem Verluste wieder zu verschaffen, war sein rastloses Streben. Um den Bedürfnissen seiner schmachtenden Mitbrüder zu steuern, setzte er alle Mittel in Bewegung, welche in seiner Gewalt standen, als Ermahnungen, Bitten, ja selbst Drohungen. So hielt er zu Faviana, wie wir gehört haben, einer Wittwe eine derbe Strafpredigt, weil sie bei ihrem Ueberflusse ihren hungrigen Mitbrüdern Hand und Herz verschloß und bei der gehemmten Zufuhr aus Rhätien auch ihre Kästen sperrte. — Bei dem großen Drange seines Herzens, des Elendes immer weniger zu sehen, kam ihm vorzüglich die Gewohn-

heit gut zu statten, daß die Bewohner des Noricums den Zehnten zum Besten der Armen gaben. Um diese Gewohnheit noch mehr zu verbreiten, sprach Severin nicht allein Worte, welche denen, die sie hörten, bis in die Tiefe der Seele drangen, sondern sandte auch, weil die Bewohner des am Donauufer gelegenen Noricums sehr erschöpft waren, seine Schüler in entferntere Gegenden, in's mittelländische Noricum, dessen Bewohner den Angriffen und Einfällen der Barbaren weniger ausgesetzt waren und daher weniger gelitten hatten, und erlangte auf diese Weise nicht allein Nahrungsmittel, sondern auch Kleider, die er dann unter die Armen vertheilte. — Ein zweiter Gegenstand seiner Sorgfalt waren die Gefangenen. Diese loszukaufen, war bei Barbaren, welche durch die ununterbrochenen Kriege verhärtet, selbst die Menschheit ausgezogen zu haben schienen, sehr schwierig. Oft mußte Geld dazu gesammelt, oft mußten weite Reisen zu diesem Zwecke gemacht werden, oft bewirkte es auch Severin bloß durch das Ansehen, das ihm der unter den Barbaren sich immer mehr verbreitende Ruf seiner Heiligkeit erworben hatte. So erlangte er von Gebold, König der Alemanier, der ihn ebenso sehr liebte, als fürchtete, und der ihm erlaubte, sich eine Gnade auszubitten, Schonung für die Bewohner von Passau, Frieden für die Römer, vorzüglich aber die Lossagung der Gefangenen. Im Uebrigen verweisen wir in Bezug auf die vielen Tugenden Severin's auf die vorstehende

Lebensbeschreibung, wo so viele Züge derselben angeführt sind.

* * *

Daß die Geschichte des heiligen Severin mit jener der Kirche in Bayern enge zusammenhänge, geht aus mehreren Stellen derselben offenbar hervor. Der Heilige beschränkte seine Reisen nicht blos auf Noricum, sondern kam auch in unser Vaterland Bayern, nach Quintana, heute Künzen. Dieses Quintana war ein im zweiten Rhätien, oder heutigen Bayern gelegenes Castell. Es lag an einem kleinen Flusse gleichen Namens, welcher durch das Austreten der Donau öfters anschwoll und sowohl den in der Ebene liegenden Theil des Kastells, als die Ebene selbst und nicht minder die Kirche überschwemmte. Severin setzte dem Flusse, wie in seiner Lebensbeschreibung angeführt wird, Grenzen.

Eben zu Künzen trug sich auch die Erweckung des ehrwürdigen Priesters Silvinus durch Severin zu, und aus eben dieser Geschichte wird der enge Verband zwischen der Geschichte des heiligen Severin's und jener der Christianisirung Bayerns besonders einleuchtend. Würde Severin bloß Noricum durchwandert und sein Biograph in der Beschreibung der Reisen desselben kirchliche Nachrichten eingeschaltet haben, so hätte dieses Dokument schon auf Bayern Bezug, indem Noricum nicht bloß immer nur ein Nachbarland, sondern lange Zeit ein ergänzender Theil von Bayern war, um so mehr nun aber, da Severin sich in Passau (castra

Batavia) aufgehalten hat und auf seiner Wanderschaft in das heutige Bayern heraufgerückt ist.

Es kommt nicht allein auf das an, was Severin zur Förderung des Christenthums in diesen Gegenden that, sondern auch auf das, was er schon gethan fand, welches Letztere in der Lebensbeschreibung des Heiligen angeführt ist. Aus dieser Quelle erfahren wir, daß in der Mitte des fünften Jahrhunderts zu Quintanis eine Kirche stand, daß es dort eine ganze Klerisei von Priestern, Diakonen, Subdiakonen gegeben hat, daß bei dem Leichnam des Priesters Silvin die ganze Nacht hindurch psallirt wurde ꝛc. Wir können hieraus schließen, daß nicht allein in Künzen eine blühende Christengemeinde bestanden hat, sondern daß dieß auch noch in andern Orten Bayerns der Fall gewesen ist, weil man voraussetzen darf, daß so viele andere Orte, welche dem Kastell Künzen an politischer Wichtigkeit gleich kamen, demselben auch in religiöser Beziehung nicht nachstanden, und dann auch, weil sich das Zusammenwohnen so vieler Priester in Einem Kastelle mit ihrem Eifer zur Verbreitung des Christenthums durchaus nicht vereinigen ließe, wenn es dem übrigen Vindelicien an Arbeitern im Weinberge des Herrn gefehlt hätte.

Unter die Zahl der christlichen Lehrer im fünften Jahrhundert ist auch der heilige Maximus zu zählen, denn er hat nicht allein die christliche Lehre mit seinem Munde verbreitet, sondern auch mit seinem Blute besiegelt. Auch Lucillus, Marcia-

nus und Paulinus waren eifrige Gehilfen an dem Bekehrungswerke der Heiden.

Fünftes Kapitel.

Im sechsten, siebenten und achten Jahrhundert.

In der unruhigen Zeit der Völkerwanderung waren in ganz Deutschland, besonders aber am Rheine und an der Donau, alle Spuren des Christenthums und mit ihm die ersten Anfänge der Gesittung und Bildung fast gänzlich wieder verschwunden. Die neu eingewanderten Völker waren meistens dem Heidenthume ergeben und hatten durch Feuer und Schwert Alles verheert und verwüstet; doch sollten auch sie durch die Lehre Jesu bald mildere Sitten annehmen und aus rohen Heiden friedliche Christen werden. Menschlicher Weise schien dieses nicht leicht bewirkt werden zu können; doch bei Gott ist kein Ding unmöglich. Er bediente sich hiezu eines gleichfalls heidnischen Volkes, welches während der Völkerwanderung in den heutigen Niederlanden, zwischen der Maas und Schelde, wohnte und vielen kriegerischen Muth besaß. Es war das Volk der Franken. Dasselbe bestand aus mehreren Stämmen; aber Chlodwig wußte sich bald zum Anführer und König von allen zu machen. Mit vereinten Kräften verließen die Franken unter Chlodwig's Anführung ihre zeitherigen Wohnsitze und eroberten in kurzer Zeit den größern Theil von Gal-

lien, dem heutigen Frankreich. Durch so schnelle Eroberungen hatte Chlodwig bald die Aufmerksamkeit der meisten Völker in Deutschland auf sich gezogen, und sollte nun auch bald der Begründer des Christenthums unter ihnen werden. Aber wie war dieß möglich, da er selbst noch ein Heide war?

Gott fügte es, daß er sich mit Chlotilde, einer Burgundischen Prinzessin, vermählte, welche eine eifrige Bekennerin des Christenthums war. Daher suchte sie ihren Gemahl öfter zu bereden, ebenfalls ein Christ zu werden, aber vergebens. Sie nahm zum Gebete ihre Zuflucht, und wunderbar hat sie Erhörung gefunden.

Nachdem Chlodwig schon Herr von dem heutigen Frankreich war, zog er mit seinen siegreichen Truppen auch an den Rhein und griff die Alemannen an. Doch hier ging es nicht so leicht. Bei Zülpich, unweit Köln, kam es zum Treffen. Die Alemannen setzten den Franken so tapfer zu, daß die sonst so siegreichen Soldaten Chlodwig's schon die Flucht ergriffen. Ihr alter Kriegsruhm schien unterzugehen. Da warf sich Chlodwig im Angesichte seines fliehenden Heeres auf die Kniee, betete zu Jesus, dem Gotte seiner Gemahlin, und versprach, ein Christ zu werden, wenn er dießmal den Sieg erringe.

Nicht lange, nachdem Chlodwig jenes Gelübde gemacht hatte, fiel der blutige Glückswürfel auf die Seite der Franken. Der alemannische Fürst und Führer fiel an tödtlicher Wunde, und die Ale-



I. Bdchn. Zu S. 70

mannen erkannten, daß ihre Sache unrettbar verloren sey. „Schone des Volkes, wir sind dein!" riefen sie dem Sieger zu. Chlodwig gebot sogleich Einstellung aller Feindseligkeit und nahm die Unterwerfung der Alemannen an.

Chlodwig hatte sich in kurzer Zeit alle Landschaften am Rhein, Neckar und Maine bis zur Donau hin unterworfen. Auch die Volksstämme, welche südlich von der Donau wohnten, blieben nicht unabhängig von dem mächtigen Frankenkönige. Gegen das Ende der Völkerwanderung waren mehrere deutsche Stämme, die Rugier, Heruler, Scyren u. s. w. in die Wohnsitze der Bojer eingedrungen. Sie vermischten sich nach und nach mit den früheren Bewohnern des Landes und mit den zurückgebliebenen Römern und nahmen den gemeinsamen Namen Bojoarier, Bayern, an. Ihr Land wurde zwar nicht zu einer fränkischen Provinz gemacht, sondern sie durften sich ihre eigenen Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger wählen. Diese Herzoge sollten aber in allen wichtigen Angelegenheiten den Rath und die Zustimmung Chlodwig's und seiner Nachkommen einholen, so daß nun auch die Bayern unter der Oberhoheit der fränkischen Könige standen.

Nach solchen glänzenden Siegen und Eroberungen erinnerte Chlotilde ihren Gemahl an das Versprechen, welches er bei Zülpich gemacht hatte, worauf Chlodwig sich von dem heil. Remigius im Christenthume unterrichten und mit dreitausend

der vornehmsten Franken in der Domkirche zu Rheims taufen ließ.

Am Hofe des bayerischen Herzogs Garibald I., aus dem Hause der Agilolfinger, des ersten Regenten über das Land der Bayern, welchen die Geschichte nennt, und der zu Reganosburch (Regensburg) residirte und vom Jahre 554 bis 595 regierte, war die Lehre Jesu schon bekannt, denn die herzogliche Prinzessin Theodolinde war eine so eifrige Christin, daß sie, als Gemahlin des Longobardenkönigs Autharis, bald ein ganzes Volk in Oberitalien zum Christenthume bekehrte, woraus man schließen kann, daß sie auch, während sie sich noch am Hofe ihres Vaters befand, sich die Verbreitung des Christenthums in ihrem eigenen Vaterlande möglichst habe angelegen seyn lassen.

Garibald's Nachfolger, Thassilo I. und dessen Sohn Garibald II., so wie Theodo I. und Theodo II. hatten viele Kriege mit ihren Nachbarn, den Avaren, zu führen. Die Avaren waren gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts, während sie rückwärts bis tief in die Provinzen des griechischen Reiches eindrangen und den Kaiser von Byzanz mehr denn einmal hinter den Mauern seiner Hauptstadt erzittern machten, bereits die Nachbarn der deutschen Provinzen geworden. Wie sehr durch eine im Osten sich so furchtbar aufthürmende Macht vor allem die Bojoarier sich bedroht finden mußten, ergibt sich wohl von selbst. Um so mehr mußte ihnen auch ihre an sich so bedenkliche Verbindung mit den Franken zum

Troste gereichen. Sie konnten nun als die Vorkämpfer eines so mächtigen Reiches um so zuversichtlicher gegen die Avaren in das Feld schreiten, zumal da auch der ihnen befreundete König der Longobarden, von der gleichen Gefahr bedroht, ihnen im Süden zur Seite stand. Aber mitten unter diesen Kriegen vergaßen sie das nicht, was ihr Volk allein stark und glücklich machen könnte, nämlich, dem Christenthume immer mehr Eingang zu verschaffen. Sie ließen daher eifrige Glaubensprediger aus Franken an die Donau kommen. Die ersten derselben waren Eustachius und Agilus, welche nach segensvollem Wirken wieder in ihre Klöster nach Franken zurückkehrten.

Auf diese folgte der heilige Heimeran, (Emeran), von welchem wir Näheres mittheilen.

Ein heller Lichtstrahl fällt aus der Erzählung seines segensreichen Wirkens auf die sonst ganz im Dunkel liegende damalige Geschichte unseres Vaterlandes. Auch Regensburg tritt in dieser Erzählung das erstemal wieder, und zwar als der stattliche, wohlbefestigte Sitz des herzoglichen Hofes, aus der Nacht der Vergangenheit hervor, und die Bojoarier werden in dieser Legende überhaupt als kräftige und gemüthliche Bewohner eines wohlbebauten, an Früchten gesegneten Landes geschildert. Es lag nicht ursprünglich in der Absicht des heiligen Mannes, in Bayern zu verweilen; er fühlte sich vielmehr von heiliger Sehnsucht zu den noch in der Finsterniß des Heidenthums schmachtenden Völkern

slavischer Zunge nach Osten hinausgetrieben. Nur nachdem ihn Herzog Theodo von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, durch verwüstete, menschenleere Räume bis zu einem Volke vorzudringen, mit dem man noch im Kriege befangen war, ließ er sich bewegen, in Bayern zu verweilen. Auch hier war ja für die fromme Thätigkeit und die heiligen Zwecke eines Mannes, wie Emeran, noch so Vieles zu schaffen und zu wirken! Zwar war ein großer Theil des Volkes, Dank den frühern Verkündern des göttlichen Wortes, bereits für den Glauben an Christus gewonnen; allein dieses Glaubens aufkeimende Pflanze war noch allerwärts von dem Unkraute des Götzendienstes überwuchert. Was der heilige Diener Gottes in den wenigen Jahren, die er in Bayern geblieben, zur Ehre des Kreuzes in diesem Lande gewirkt, steht zwar im Einzelnen nicht in den Büchern der bayerischen Geschichte, gewiß aber dort oben in dem Buche des ewigen Lebens geschrieben.

Diesem christlichen Lehramte hatte sich Emeran drei Jahre hindurch unterzogen, als er eine Reise nach Rom unternehmen wollte. Kaum hatte er sich von Regensburg entfernt, als man ihn fälschlich als den Urheber eines großen Verbrechens anklagte. Landbertus, der Sohn des Herzogs Theodo, verfolgte ihn auf seinem Wege, holte ihn zu Helfendorf, einem zwischen dem Inn und der Isar gelegenen Dorfe ein und ließ da den frommen Lehrer auf die grausamste Weise ermorden.

Dieses geschah am 22. September 652.

Kaum war der heilige Mann todt, als seine völlige Unschuld an den Tag kam, und Landbertus nach Ungarn entfloh, wo er auch starb.

Bei der Kapelle, in welcher die Gebeine des heiligen Martyrers niedergelegt wurden, ließ der Herzog ein Kloster erbauen, welches dem Heiligen gewidmet wurde.

Nach dem heiligen Emeran machte sich unter den christlichen Lehrern Bayerns der heilige Rupert oder Ruprecht, Bischof von Worms, berühmt. Berengarius, Herzog von Worms, hatte ihn um des Glaubens willen mit Ruthen streichen lassen, und dann des Landes verwiesen.

Er war selbst aus königlichem Geblüt entsprossen und der reinen Lehre Christi ganz und gar zugethan. Einfach, fromm, weise, beredt, gerecht, im Rathe vorsichtig, im Handeln fest, liebreich, durch sittlichen Wandel — der gleichzeitigen Sittenlosigkeit der Großen gegenüber — vorleuchtend und daher im Volke überaus geehrt. So hatte sich sein Ruf auch bis nach Bojoarien und da am Hofe des Herzogs Theodo verbreitet. Dieser lud auf's Angelegenste durch Gesandte den Mann Gottes ein, behufs der reinen Lehre auch das besagte Land zu besuchen. Es galt die Ausbreitung der wahren Lehre, und so sagte der Bischof zu, vorerst durch vertraute Boten, denen er bald selbst nachfolgen würde. Der Herzog, darob hoch erfreut, kam ihm mit seinem ganzen Hofstaat entgegen und führte

ihn feierlich in die Stadt Regensburg ein. Rupert säumte nicht, durch Unterricht die Gläubigen dem ächten Christenthum zuzuführen und sie darin zu befestigen. Der Herzog selbst und Viele vom Adel und Volke wurden sofort getauft. Der Herzog gab dem heiligen Manne die Erlaubniß, für sich und seine Gefährten einen tauglichen Wohnsitz zu wählen und allenthalben im Lande Gotteshäuser zu erbauen und kirchliche Gemeinden zu gründen.

Mit Genehmigung des Fürsten machte er sich daher auf, die Donau bis an die Grenzen Unterpanoniens hinabzuschiffen, links und rechts das ächte Wort Gottes verkündend. Endlich und zwar zu Land wieder herauf wandernd, kam er zur Stadt Lauriacum, wo er der Schwachen und Gepreßten gar viele wieder aufrichtete. Den Weg weiter fortsetzend, erreichte er Walarium, eine meistens von Römern bewohnte Gegend, erbaute daselbst eine Kirche und weihte sie zu Ehren St. Peter's. Dazu wies ihm der Herzog in der Nachbarschaft einiges Eigen- und Besitzthum zu.

Nachdem aber dem Bischofe die Kunde von einem unfern am Flusse Ivarus gelegnen Ort, der vor Alters Juvavum genannt worden und mit vielen herrlichen Bauwerken geziert war, nun aber fast zu einer Wildniß herabgesunken, zugekommen, und als er sich persönlich von der Richtigkeit dieser Nachricht überzeugt hatte, erwog er zum Gewinn der Seelsorge die gute Gelegenheit und bat den Herzog Theodo um die Schenkung dieses Ge-

bietes, um es zu reinigen, zu cultiviren und so zum würdigen Sitze einer christlichen Landeskirche umzugestalten und zu erheben. Der Herzog gewährte das Verlangte und gab dazu die Liegenschaften im Umfange von zwei Stunden nach der Länge und Breite. Und sofort begann der Gottvertraute die Cultur der Umgegend und die Erbauung einer ansehnlichen Kirche, die er auch zur Ehre des Apostelfürsten einweihte; eine Clausur und Wohnungen für die Priesterschaft wurden zunächst an derselben errichtet. Der tägliche ordentliche Gottesdienst fand von nun an statt. Da aber Rupert die Nothwendigkeit einer größern Unterstützung in seinem Hirtenamte erkannt hatte, begab er sich in sein Vaterland zurück und kehrte mit zwölf seiner Schüler wieder, zugleich mit der gottgeweihten Erintrud, für welche er ein Kloster erbaute und den da sich sammelnden Nonnen eine klug bemessene und der kanonischen Ordnung entsprechende Einrichtung gab. Rupert selbst war unermüdlich, im weiten Bereiche das Volk zu belehren und im rechten Glauben zu befestigen, Kirchen zu bauen und die Priesterschaft in den höheren und niederen Graden zu ordnen. Er hatte sich seinen Nachfolger gewählt, und als er sein Ende herannahen sah, rief er seine wohlerprobten Schüler zu seinem Wohnsitze herbei, übte sich mit ihnen im Gebet, spendete Ermahnung und schied im Herrn aus diesem irdischen Leben am Tage der Auferstehung Christi mit den Worten: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen

Geist!" Unzählbare Volkshaufen wallen von diesem Tage an zu seinem Grabe um Trost und Heilung und fühlen wunderbare Erleichterung.

Was der heilige Rupert so herrlich begonnen hatte, wurde von den frommen Männern Arbogast, Marinus, welcher durch die Wenden, die damals in Bayern eingefallen waren, den Martertod erlitt, dann durch Unanianus, besonders aber durch den heiligen Corbinian eifrig fortgesetzt.

Bereits im Jahre 717 hatte sich Corbinian durch Bojoarien nach Rom begeben und im Lande der erst kürzlich bekehrten Bojoarier die beste Aufnahme gefunden. Nur ungerne ließ Herzog Grimoald in Freising den heiligen Mann, dem er viele Geschenke machte, über die Gebirge bis zur italischen Grenze, geleitet von herzoglichen Dienern, ziehen. Heimlich war aber der Befehl gegeben, den rückkehrenden Corbinian ohne Weiteres wieder zum Herzoge zu führen.

Von Rom aus nahm Corbinian den Rückweg über Pavia und Trident, von welch letzterem Orte er sich der bojoarischen Grenze zuwandte. Bei seinem Eintritte in die Feste Majas nahmen ihn auf des Herzogs Grimoald's Befehl die Krieger fest, deren Obhut die Burg anvertraut war, und ließen ihn nicht weiter ziehen, es sey denn zu ihrem Herrn. So mußte er nun wider Willen in Majas bleiben, bis der an Grimoald abgeschickte Bote zurückkehrte. Corbinian hatte diese Zeit benutzt, um am Grabe des heiligen Valentin,

welches sich in derselben Burg befand, seine Andacht zu verrichten und die ganze Umgegend der Stadt aufmerksamen Blickes zu betrachten. Er erkannte des Bodens Fruchtbarkeit; vorzüglich zog ihn die einsame Lage des Ortes Camina zwischen zwei Waldbächen als recht geeignet zu frommer Zurückgezogenheit an; hier gedachte er sich eine Zelle zu erbauen, wenn er den Ort um einen anständigen Preis würde erkaufen können. Schon jetzt forschte er emsig nach den Besitzern jener Gegend, denn er hatte beschlossen, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit hier in der Nähe der Kirche des heiligen Valentin eine Wohnung zu errichten.

Mittlerweile kehrten die an Grimoald mit der Nachricht von Corbinian's Ankunft abgesandten Boten zurück und bedeuteten dem Heiligen, wenn er nicht freiwillig an den Hof kommen wolle, so hätten sie Befehl, ihn mit Gewalt dahin zu führen. Betrübten Herzens setzte nun Corbinian seine Reise fort.

Als er zu Freisingen im Palaste des Herzogs angekommen war, ließ er diesem durch einen seiner Kämmerer sagen, er wolle nicht eher des Herzogs Antlitz sehen, als bis dieser jene Frau fortgeschickt, die er als seines Bruders Theobald's Wittwe zur Ehe genommen. Damit meinte er Pilitrud, eine Frau von vornehmem Geschlechte, aus dem Frankenreiche stammend. Vierzig Tage entzog sich Corbinian den Blicken Grimoald's und ließ nicht ab, den Herzog zur Trennung einer

so unerlaubten Verbindung zu ermahnen. Endlich gaben beide das Versprechen, sich zu trennen, und jetzt erst trat Corbinian vor das Ehepaar; reuig warfen sich beide ihm zu Füßen, er legte ihnen die Hände auf und sprach sie, nachdem er sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet hatte, von ihren Sünden los.

Bald hierauf wußte Corbinian den Herzog Grimoald zu bereden, jene Gegend von Majas, welche ihn so sehr entzückt hatte, anzukaufen. Gern begab sich Grimoald mit dem Heiligen dahin, ließ die Eigenthümer rufen und erkaufte von ihnen Ackerland, Wiesen und Weinberge sammt einem Theile der Alpen. Die üblichen Urkunden wurden hierüber ausgefertigt und vom Herzoge Alles, was er in der besagten Gegend käuflich an sich gebracht hatte, durch den heiligen Corbinian der Kirche der Mutter Gottes in der Burg zu Freisingen an der Isar auf eine feierliche Weise und für ewige Zeiten als Eigenthum übergeben. Hiedurch und durch andere Ankäufe, welche Corbinian zum Besten der Kirche machte, legte er den Grund zu den Besitzungen der bischöflichen Kirche zu Freising. Der Anhöhe gegenüber, auf welcher die Kathedrale angelegt war, auf einem Berge, der Tetmons hieß, erbaute sich Corbinian eine Wohnung und ein Bethaus zu Ehren des heiligen Stephanus und gab damit dem Kloster Weihenstephan seine Entstehung.

Das gute Benehmen, welches bisher zwischen

Grimoald und dem heiligen Corbinian bestanden hatte, wurde plötzlich durch folgenden Vorfall gestört.

Als nämlich eines Tages Corbinian sich mit dem Herzoge zur Tafel setzte und ersterer die Speisen mit dem Kreuzeszeichen gesegnet hatte, warf Grimoald, des Segens uneingedenk, während der Mahlzeit seinem Lieblingshunde einige Bissen zu. In zorniger Hast sich erhebend, stieß Corbinian den Tisch mit den silbernen Gefäßen um, so daß diese auf den Boden fielen, und begab sich mit den Worten hinweg: „Der ist eines solchen Segens unwürdig, der ihn ohne Scheu den Hunden vorwirft!" — Nie wollte er darauf wieder am Hofe erscheinen. Pilitrud, der Scheidung wegen, auf welcher Corbinian bestanden hatte, gegen denselben noch immer aufgebracht und wohl schon jetzt mit dem Gedanken umgehend, ihn aus dem Wege zu räumen, stellte dieses Benehmen Corbinian's als eine absichtliche Verachtung der fürstlichen Person ihres Gemahls dar, welche den Tod verdiene. Der bestürzte Grimoald dagegen eilte sammt seinen Großen dem Heiligen nach, gelobte ihm Genugthuung und besänftigte seinen Zorn durch Worte der Güte und Geschenke für die Kirche, worauf die förmliche Aussöhnung folgte.

Allein sie war von kurzer Dauer, denn Vergehungen und Laster reizten leicht des Heiligen Zorn.

Eines Tages nämlich begegnete ihm auf seinem Wege zur Marienkirche eine Bauersfrau, welche er

schon seit längerer Zeit wegen Ausübung von Zauberkünsten in Verdacht hatte. Männer mit Fleisch beladen, die ein Stück Vieh am Stricke führten, begleiteten sie. Auf Corbinian's Frage, woher sie komme, antwortete die Frau ganz offen, sie komme vom Hofe, wo sie des Herzogs krankes Knäblein durch die Kraft ihrer Zaubersprüche gesund gemacht habe; deßhalb seyen ihr diese Geschenke zu Theil geworden.

Entsetzen und Zorn über einen so schrecklichen Aberglauben bemächtigten sich Corbinian's, er stürzte vom Pferde herab auf die Frau, schlug sie, nahm ihr die erhaltenen Geschenke ab und vertheilte sie am Thore unter die Armen.

Thränen im Auge, mit blutrünstigem Angesichte und aufgelöstem Haare eilte die Bäuerin zu Pilitrud zurück, welche, empört über das Benehmen Corbinian's gegen eine Frau, die, wie sie meinte, ihrem Sohne die Gesundheit wieder verschafft hatte, des Bischofes Untergang beschloß. Ohne dem Herzog Grimoald ihren Racheplan zu entdecken, und in großer Heimlichkeit trug sie ihrem Geheimschreiber Nino auf, mit einigen vertrauten Leuten den verhaßten Bischof nächtlicher Weile zu ermorden. Allein Ermbert, Corbinian's Bruder und Nachfolger im Bisthume Freising, erfuhr noch zeitig das Geheimniß, und schleunig brach der Bischof nach einem anderen Orte auf. Die getäuschten Mörder ließen, da sie den Bischof nirgend fanden, ihre Wuth an den Gebäuden aus, die sie zer-

störten. Corbinian aber nahm (um das Jahr 724) seine Geistlichen mit sich und begab sich über die Alpen nach Majas.

Vergeblich bat ihn Grimoald, er möge zurückkehren; Corbinian ließ vielmehr dem Herzog wissen, das boshafte Weib werde gar bald in die Grube stürzen, die sie ihm bereitet, und Grimoald gleichfalls in kurzer Zeit sein Leben enden. — Corbinian erlebte noch, was er prophezeit hatte; denn Grimoald fiel durch die Hände von Meuchelmördern, und Pilitrud wurde in dem Kampfe Carl Martel's, der sich die Alemannen und Bojoarier unterwerfen wollte, gefangen und nach dem Frankenreiche abgeführt.

Corbinian starb am 8. September 730 zu Freising; sein Leichnam ist nach Majas abgeführt und dort an der Seite tes heiligen Valentin begraben worden.

Viele deutsche Stämme konnten sich äußerst schwer zum Uebertritt zu einer Religion entschließen, welche ihre alten Gebräuche und ihre ganz ungebundene Lebensweise verdammlich fand und zu vernichten drohte, — und sogar auch selbst dann nicht, wenn Glieder der regierenden Familie, wenn der Landesherzog selbst sich zu derselben bekannt hatten. So sehen wir allerdings die Tochter des ersten geschichtlich bekannten bojoarischen Herzogs Garibald, die Gemahlin zweier Longobarden-Könige, die glaubenseifrige Theodolinde, bei den größtentheils heidnischen Longobarden für das Christenthum wirken,

und dieß darf zu dem Glauben veranlassen, auch ihr Vater Garibald sey ein Christ gewesen, da er am fränkischen Hofe erzogen worden, so wie ihr Bruder Gundbald. Wir wissen nicht zu sagen, auf welchem Wege Theodolinde Christin geworden ist. Möglich, daß dieß durch ihre Mutter Wultodrade, Gattin zweier Frankenkönige und deßhalb kaum Heidin, bewerkstelliget worden sey.

Angenommen auch, Garibald und seine Familie wären Anhänger des Christenthums gewesen; zugegeben, daß das Beispiel des Uebertrittes zur christlichen Kirche wohl von einer großen Zahl am herzoglichen Hofe befolgt worden sey; so wäre es doch als ein Eingriff in die Freiheit der Freien und Edlen betrachtet worden, hätte der Herzog oder sonst eine hochgestellte Person diesen Uebertritt befehlen wollen. Ueberhaupt muß man sich den religiösen Zustand zur Zeit Garibald's I. und im siebenten Jahrhundert bis auf Theodo II. in Bojoarien so vorstellen, daß Christen, Anhänger und Bekenner ketzerischer Lehren und noch überdieß eine große Menge von Heiden ruhig und ohne sich gegenseitig zu behelligen im Lande neben- und durcheinander lebten. Es dürfte daher irrig seyn, von der Ankunft und Wirksamkeit eines christlichen Lehrers sofort auf die totale Christianisirung des Volkes selbst zu schließen. Was die ersten Lehrer, deren wir bereits Erwähnung gethan haben, begonnen, setzten Emeran, Rupert, Corbinian ꝛc. fort, und beschloß erst Bonifacius. Schwer, wie erwähnt, waren die dem Glauben

ihrer Väter Ergebenen zu bewegen, selben mit der Christuslehre zu vertauschen. Andere, milderer Gemüthsart, ließen sich dieselbe zwar gefallen, glaubten aber, auch nebenbei die alten heidnischen Gebräuche, wie vordem, behalten zu können. Wieder Andere waren zwar dem Christenthum gewonnen worden, aber durch Männer, welche ketzerische Lehren statt der reinen Glaubenslehre verbreiteten, deren Ausrottung den christlichen Lehrern große Mühe kostete.

An diesem Festhalten am Alten von Seite der Bojoarier, so wie an dem Umstande, daß viele Neubekehrte es im ketzerischen Sinne waren, scheiterten zum Theil die Bekehrungsversuche der vom Frankenreiche ausgegangenen Glaubensprediger, wozu noch für den auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigen Bojoarier kam, daß die Annahme des Christenthums meistens der fränkischen Herrschaft Bahn machte, oder Christenthum und Frankengewalt sich wechselseitig unterstützten, und die Fortschritte des einen auch die des andern zur Folge hatten. Man scheute aber die herrisch sich ausbreitenden Franken, und darum auch das von ihnen oder doch durch ihre Glaubensverkündiger gebotene Christenthum.

Auf der andern Seite hatten die Bekehrer, da sie meistens allein, oder in nicht genügender Anzahl vorhanden waren, beim größten Eifer und bei der unermüdetsten Thätigkeit doch nicht hinreichende Kräfte, das Christenthum über Heiden und Ketzer obsiegen zu machen. Es fehlte ihnen an tüchtigen Genossen, welche die junge von ihnen gepflanzte

Lehre Jesu fortwährend hegten und gegen Stürme und Angriffe mancher Art beschützten, damit sie die gehörige Stärke erlange. Es traten ihnen mancherlei Hindernisse in den Weg, die so nöthigen Anstalten zur Bildung glaubenseifriger, keine Gefahr scheuender Geistlichen zu errichten, und konnten diese, wenn sie auch welche gewonnen hatten, nicht unter jener beständigen Aufsicht erhalten, welche jeden Rückfall verhütete. Sie konnten nicht alle, oder meistens nur auf eine ungenügende Weise an feste hierarchische Einrichtungen und an den so nöthigen Zusammenhang mit dem Papste zu Rom denken, wodurch allein die Reinheit der Lehre bewahrt und den ketzerischen Lehren mit Erfolg begegnet werden konnte. Auch fehlte ihnen häufig die kräftige Unterstützung der weltlichen Macht, entweder weil diese selbst zum alten Götterglauben oder zur Irrlehre sich bekannte, oder, wenn sie auch der Kirche anhing, viel zu lau, oder nicht mächtig genug, oder auch wohl zu entfernt und durch innere Angelegenheiten und Kriege gegen äußere Feinde allzu beschäftigt war, um die Plane der Glaubensprediger zu fördern.

Dieses Alles wirkte zusammen, um den Sieg des Christenthums über Irrlehre und alten Götterglauben aufzuhalten. Zwar hatte es in Bojoarien seit dem sechsten und siebenten Jahrhundert Boden gewonnen durch den Uebertritt einzelner Herzoge und ihrer Umgebung zum Christenthum, sowie durch die Bemühungen der bereits genannten heiligen Glaubensprediger; allein aus den eben angeführten Ur-

sachen konnte es nur Schritt für Schritt vorwärts bringen.

Noch muß endlich erwähnt werden, daß die Folgerung, die Frankenkönige würden keinen Heiden als Herzog verordnet haben, sondern der von ihnen eingesetzte Landesfürst sey nothwendig Christ gewesen, nicht vollkommen richtig ist; vielmehr zeigt die Geschichte mitunter das Gegentheil, wie bei den Thüringerherzogen. Heidnische Große am christlich-katholischen Hofe der fränkischen Könige waren nichts Ungewöhnliches; ebenso war es bei den Longobarden.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung.

Ein durchgehends herrschendes Christenthum gibt es im sechsten und bis zu Ende des siebenten Jahrhunderts in Bojoarien nicht. Der heilige Rupert bemühte sich, mit Hilfe der weltlichen Macht in diesem Lande ein solches zu begründen und stiftete, wie bereits angeführt worden ist, das Bisthum Salzburg. Seine Stiftung war bleibend, obwohl auch ihr Verfall und Untergang drohte, sowohl von Seite der rückfälligen Bojoarier als durch die Einfälle der Slaven innerhalb der Jahre 725 — 728. Was die Stiftung des heiligen Rupert's rettete, war erstens die Anhänglichkeit der Herzoge seit Theodo, einem der ersten dieser Herzoge, der den

Heiligen aufgenommen, bis auf Tassilo II., welche sie dem Christenthume überhaupt und insbesondere der Kirche in Salzburg erwiesen, denn fortan kennt die bojoarische Geschichte keinen heidnischen Herzog mehr, sondern alle sind eifrige Christen; dann das Auftreten neuer Glaubenslehrer, wie Corbinian's, Kilian's, Pirmin's, und endlich des heiligen Bonifacius' durch die Päpste Gregor II. und III., Zacharias und den Majordomus Karl Martell unterstütztes apostolisches Wirken. Er erst ist der feste Begründer des Christenthums in Bojoarien durch seine Errichtung von vier Bisthümern daselbst und durch den Zusammenhang dieser Bisthümer und anderer kirchlicher Anstalten, die er theils in das Leben rief, theils stärkte, mit dem heiligen Stuhle in Rom. Alle früheren Glaubensprediger haben im Vergleiche mit ihm nur mit unzureichenden Kräften begonnen, was er im Bunde mit dem Oberhaupte der Kirche und der weltlichen Macht vollführt hat. Denn, wie groß auch des heiligen Rupert's Verdienste um Bojoariens Bekehrung zum Christenthume sind, er hat sich nicht an den Papst nach Rom gewandt; der Papst scheint diesen verdienstvollen Glaubensverkündiger, dessen Apostolat übrigens dadurch nicht im Entferntesten geschmälert werden soll, rücksichtlich seiner Dogmen gar nicht gekannt zu haben.

Ehe wir nun über die Bestrebungen des heiligen Bonifacius zur festeren Begründung des Christenthums in Bojoarien und deren Erfolge

umständlicher berichten, müssen wir noch der christlichen Lehrer Kilian und Pirmin gedenken.

Schlimmer als an der Donau stand es mit dem Christenthume um diese Zeit am Main. Die Franken, welche hier sich niedergelassen hatten, waren dem Beispiele ihres Königs Chlodwig nicht gefolgt. Sie waren noch alle dem Heidenthume ergeben. Daher erbat sich der heilige Kilian, welcher um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in Irland geboren wurde, vom heiligen Vater die Erlaubniß, den unglücklichen Heiden im heutigen Unterfranken die Lehre Jesu verkünden zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm natürlich mit Freuden ertheilt. Daher reiste Kilian mit seinen Glaubensgenossen nach Würzburg, wo er auch bald den Herzog Gosbert nebst vielen Franken zum Christenthume bekehrte. Doch nachdem er das Amt eines Apostels eifrig verwaltet hatte, sollte er auch wie die Apostel um des Namens Jesu willen schwere Leiden ertragen, um eine desto herrlichere Krone der Vergeltung sich zu erwerben. Der bekehrte Herzog Gosbert hatte Gailana, die Frau seines Bruders, zur Ehe genommen. Wie einst Johannes zu Herodes, so mußte auch hier Kilian zu Gosbert sagen: „Es ist Dir nicht erlaubt, Deines Bruders Weib zu haben.“ Und des Heiligen ernste Ermahnungen machten auf den Herzog solchen Eindruck, daß er wirklich sich entschloß, sich von Gailana zu trennen. Das Weib war hierüber so aufgebracht, daß sie Meuchelmörder erkaufte, den heiligen Kilian

und die Priester, welche bei ihm waren, zur Nachtzeit überfallen und grausam ermorden ließ. Die Leichname wurden in eine Grube geworfen, damit die schreckliche That nicht entdeckt würde. Doch Gott, der Zeuge ist von Allem, was auch im Verborgensten geschieht, ließ über die Mörder bald die wohlverdiente Strafe kommen. Einer derselben lief in der größten Raserei durch die Stadt und rief ohne Unterlaß: „O Kilian, Kilian! was verfolgst Du mich!“ Er zerbiß und zerriß sich selbst die Glieder und starb so eines schrecklichen Todes; auch Gailana starb den Tod der Verzweiflung, aber das Andenken des heiligen Kilian blieb in Ehren. Seine Gebeine wurden wieder aufgefunden und feierlich in der Domkirche zu Würzburg beigesetzt.

Pirmin, Zeitgenosse und Freund des heiligen Bonifacius, war Bischof zu Meaux. Damals lebte in Alemannien ein von dem Fränkisch-Austrasischen Könige aufgestellter Landvogt auf dem Schlosse Sandeck, Namens Sintlas, dem die unweit davon im Zellersee (unterer Theil des Bodensees) gelegene Insel (Reichenau) gehörte. Sintlas war ein frommer Mann und eifriger Christ, welcher öfters Reisen machte, um berühmte Kirchen zu besuchen und christliche Prediger zu hören. Auf einer seiner Reisen kam er auch nach Meaux und hörte dort den heiligen Pirmin predigen. Die Rede desselben hatte ihn so erbaut, daß er den frommen Mann sogleich besuchte und ihm den bedauernswerthen Zustand der christlichen Religion in Deutsch-

land klagte. Sie liege dermalen, sagte er ihm, gleichsam in den letzten Zügen, und es habe den Anschein, als wenn sie in kurzer Zeit ganz und gar verschwinden und das Licht des Evangeliums auslöschen wolle. Man finde bei den Menschen kein tugendhaftes christliches Leben mehr, der öffentliche Gottesdienst werde vernachlässiget, das göttliche Gesetz trete man mit Füßen, und es sey zu befürchten, daß das Heidenthum wieder vorherrschend werde, wenn sich nicht bald ein eifriger heiliger Lehrer fände, der den Baum des Christenthums auf's Neue wieder in den Herzen befestige. Sintlas schloß seine Schilderung mit der Bitte, der fromme Bischof möge sich bewegen lassen, dem Untergange des Christenthums in Deutschland vorzubeugen und es durch sein Erscheinen in diesem Lande wieder empor zu bringen.

Pirmin ließ sich durch den traurigen Zustand der Kirche in Deutschland bewegen, der Bitte Sintlas' zu entsprechen; er begab sich daher zuerst nach Rom, um die Erlaubniß des heiligen Vaters einzuholen, das Evangelium an allen Orten predigen zu dürfen, und verfügte sich, nachdem er sie erhalten und die Angelegenheiten seiner Diöcese für die Dauer seiner Abwesenheit geordnet hatte, auf das Schloß Sandeck.

Bald hierauf begann er sein Lehr- und Predigtamt. Jene, die im Glauben schwach und wankend geworden waren, bestärkte er wieder darin, Jene aber, welche bereits ganz abgefallen und wieder

Heiden geworden waren, brachte er zur Reue und Buße zurück und machte wieder Christen aus ihnen. Wieder Andere, denen das Licht der christlichen Lehre noch nicht aufgegangen war, unterrichtete er, brachte er zur Erkenntniß des wahren Gottes und taufte sie.

Da er sich diesem schwierigen Bekehrungswerke aber allein nicht gewachsen fühlte, und um es desto ergiebiger und förderlicher zu machen, beschloß er ein Kloster zu bauen und fromme und gelehrte Männer in dasselbe aufzunehmen, welche ihn in seinen Bestrebungen zur Verbreitung und Befestigung des Christenthums unterstützen sollten. Pirmin theilte seinen Plan seinem gastfreundlichen Wirthe Sintlas mit, und dieser billigte ihn nicht allein, sondern unterstützte ihn auch besonders dadurch, daß er dem frommen Manne die Insel Reichenau dazu überließ. Der Bau eines Klosters wurde nun begonnen und bald zu Ende gebracht.

Nach Vollendung des Klosters fing Pirmin mit großer Kraft und Beredsamkeit zu predigen an und bestätigte seine Lehre mit Wunderwerken, die Gott durch ihn wirkte. Sein Ruhm verbreitete sich deßhalb auch weit und breit, und die Zahl der frommen Männer, unter ihnen viele aus den vornehmsten Ständen, welche in seinem Kloster Aufnahme suchten, wurde immer größer.

Pirmin begab sich später auch nach Bayern, wohin er schon früher von dem Herzoge Odilo war eingeladen worden. Zu dieser Zeit wurden unter der Vermittlung und mit dem Beistande die-

ses christlichen Lehrers mehrere Klöster gegründet. In dem ebenfalls von ihm gegründeten Kloster Hornbach in der Pfalz, wo ihm der heilige Bonifacius von Mainz aus einen Besuch abstattete, hat sich Pirmin in seinem hohen Alter seinen Aufenthalt erwählt, und hier brachte er seine Zeit mit geistlichen Uebungen und Betrachtungen zu. Als er fühlte, daß das Ende seines Lebens herannahe, ließ er alle Mönche des Klosters zu sich rufen, ermahnte sie in einer nachdrücklichen Rede, Gott beständig vor Augen zu haben und sich untereinander brüderlich zu lieben. Hierauf befahl er seine Seele in die Hände seines Erlösers und verschied.

An des heiligen Bonifacius Auftreten und Handeln im Umfange des heutigen Königreiches Bayern, am Rhein, in Alemannien, vorzüglich in Thüringen und Bojoarien, knüpft sich überall die Kräftigung, der Fortbestand und das Erblühen des echten Christenthums, vorzüglich der hierarchische Zusammenhang mit Rom. Es hatte bisher immer noch an einem Manne gefehlt, der mit apostolischer Vollmacht ausgerüstet, überall Bischöfe einsetzen, dieselben unter sich in eine engere Verbindung bringen und die Hirten alle sammt ihren Heerden mit dem von Christus selbst aufgestellten obersten Hirten innig und sichtbar vereinen könnte. Zu diesem Zwecke sandte der Papst den heil. Winfried, einen Benediktiner-Mönch aus Irland, bekannter unter dem Namen Bonifacius, der Apostel Deutschlands, an die Donau. Wir gedenken hier der Maßregeln,

die er zur Befestigung des katholischen Glaubens und zu dessen weiterem Gedeihen für nöthig erachtete, und die er sofort, unter dem Schutze der weltlichen Macht, vollzogen hat.

Berühren wir zuerst die Art und Weise, wie der heilige Bonifacius die Heiden zum Christenthum brachte. — Frühzeitig war es in Bezug auf die Heidenbekehrung ein Grundsatz der Päpste, welchen sie den Missionären einprägten, nicht durch allzugroße Strenge die der Christuslehre sich nähernden Heiden, oder die Neubekehrten zurückzuschrecken, sondern auf manche ihrer Gebräuche und Gewohnheiten einzugehen und ihnen eine christliche Beimischung zu geben. Nicht die Tempel, sondern die in ihnen befindlichen Götzenbilder solle man zerstören, alsdann Altäre bauen, die Reliquien darauf legen, kurz den Heidentempel in eine christliche Kirche umwandeln. So werde das Volk, wenn es sieht, man schone seine Tempel, auch seine Irrthümer willig ablegen, in Folge der Belehrungen den wahren Gott erkennen und anbeten, überhaupt zu den von Alters her gewöhnten und stets heilig gehaltenen Stätten herbeiströmen.

Ganz in diesem milden Sinne empfing der heilige Bonifacius von seinem Lehrer, dem Bischofe Daniel von Winchester, eine Anleitung, die am besten beweist, daß die Apostel der Deutschen nicht mit roher Gewalt des weltlichen Armes die Abzeichen des Heidenthumes vernichteten, und dem Christenthume Eingang verschafften, sondern daß sie

mit Ueberlegung und mit geistigen Waffen den Kampf gegen die Abgötterei begonnen und siegreich durchgeführt haben. So ließ Bonifacius erst nach dem Rathe der bekehrten Hessen und während sie dabei standen, eine hohe Eiche fällen, welche die Deutschen göttlich verehrten, weil sie meinten, der Donnergott wohne in derselben. Auf der Stelle des umgehauenen Baumes wurde dann ein christliches Bethaus zu Ehren des heiligen Petrus erbaut.

Sobald der Papst Winfrid seiner Rechtgläubigkeit wegen geprüft und ihn der bischöflichen Würde für fähig und werth gefunden hatte, wurde er am Tage des heiligen Apostels Andreas d. J. 722 zum Bischof geweiht. Bei dieser Feierlichkeit leistete er freudig den geforderten Eidschwur auf die Reliquien des heiligen Petrus: daß er diesem Heiligen und dessen Nachfolgern gehorchen und in der Einheit des Glaubens, dem Heile aller Christen, verharren wolle.

Mit einem Exemplare der Kirchengesetze und Empfehlungsbriefen an den Frankenfürsten Karl versehen, begab sich Bonifacius nach Deutschland, voll des Eifers, Heidenthum wie Irrlehre zu unterdrücken, den Glauben nach der Lehre Roms nördlich der Alpen einzuführen und zu befestigen, und alle deshalb nöthig werdenden Institute in Zusammenhang mit dem Papste zu bringen, weil nur dadurch die Reinheit des Dogma bewahrt und die Glaubenseinheit, deren Erhaltung er beschworen möglich werde.

Schon waren bei den Hessen, denen er vordem das Evangelium zu predigen angefangen hatte, ihrer Viele vom Christenthum ab und in ketzerische Irrthümer gefallen, oder ergaben sich, theils öffentlich, theils heimlich, dem alten Wald- und Quellencultus wieder; Andere trieben Weissagungen und Zauberkünste, und nur Wenige waren im wahren Glauben verharrt. Auch in Thüringen war arge Verschlimmerung eingetreten, und falsche Lehrer hatten unter dem Namen des reinen Christenthums das Volk zu ketzerischen Sekten verführt. Aehnliches fand Bonifacius in Bojoarien vor. „Dieses Volk," schrieb er an Papst Gregor III., „habe er außer der kirchlichen Ordnung lebend gefunden, ohne Bischöfe, mit Ausnahme eines einzigen, des Bischofs zu Lorch, Wiwilo."

Auch diese alte Stadt wurde noch im nämlichen Jahre 737 von den Hunen, welche die Kraft jedes neuen Herzogs auf die Probe stellten, und Einfälle nach Bayern wagten, verwüstet, so daß Wiwilo seine Flucht nach Passau nahm. Dazu kamen noch viele andere Uebel, welche der Ausbreitung der reinen und wahren Religion drohten. Es waren nämlich viele Ausländer, welche vernommen haben mochten, daß man in Bayern christliche Lehrer zu haben wünschte, nach Bayern gekommen; sie hatten sich für Bischöfe und Priester ausgegeben und dem Volke, von dessen Freigebigkeit sie Vortheil zogen, solche Lehren vorgetragen, welche der Sinnlichkeit eines jeden am meisten schmeichelten. Herzog Odilo

jagte diese schädlichen Fremdlinge aus dem Lande und berief alle Fürsten, Grafen, freie Grundherren und Edle zu einer Nationalversammlung nach Regensburg; er bat den heil. Bonifacius, auf derselben zu erscheinen, und lud alle rechtmäßigen Priester des Landes und auch die benachbarten Bischöfe aus Schwaben dazu ein, damit sie ihm mit ihrem Rathe behilflich seyn möchten. Seine große Absicht war, ein allgemeines vaterländisches Religions-, Bildungs- und Erziehungs-Institut zu gründen, und zu diesem Ende vor allen Dingen an einigen Hauptplätzen des Landes Pflanzschulen oder Seminarien zu errichten, in welchen, unter beständiger Aufsicht der Bischöfe, die Inländer sowohl zu christlichen Lehrern und Priestern gebildet, als auch im christlichen Gottesdienste und in der mit der christlichen Religion unzertrennlichen, einfachen, höchst wohlthätigen und tröstlichen Sittenlehre, welche die rohen Eigenschaften bezähmt, nach edlen Bestrebungen trachtet und überhaupt Dinge lehrt, welche vor Christus niemals gelehrt worden sind, wohl unterrichtet und endlich auch mit wissenschaftlichen Gegenständen bekannt gemacht werden sollten, damit sie fähig und geschickt würden, gute Richter des Volks und weise Rathgeber des Fürsten zu werden. Diese Bisthümer und vaterländischen Lehrschulen sollten von dem Landesfürsten durch eine großmüthige Zuweisung eines zweckmäßigen und fortdauernden Unterhalts und durch die Bestätigung der schon vorhandenen herzoglichen Stiftungen gegründet und dann von den

reichen Eigenthümern des Landes durch ähnliche Stiftungen verbreitet und nach und nach in allen Bezirken eingeführt werden.

Dieß war der unvergleichliche Endzweck der im Jahre 739 zu Regensburg gehaltenen bayerischen National- und Kirchenversammlung. Nicht nur der Herzog Odilo, durch dessen eifrige Veranstaltung und Bewilligung alles geschah, sondern alle Großen, Edlen und Freien des Landes nahmen an diesem Vorhaben einen persönlichen Antheil, und hier sah man, was man in der Weltgeschichte ganze Jahrtausende hindurch nicht beobachtet, ein vereintes Bestreben eines gesammten Volkes, welches mit Ueberlegung und mit deutlichem Bewußtseyn seiner Bedürfnisse das festgesetzte Ziel vor Augen hatte, sich eine vollkommnere moralische Verfassung zu geben, und zu diesem Ende mit überlegter Wahl die Vorschriften des Christenthums zum Grunde zu legen. Nie ist ein bayerischer Landtag wichtiger, rühmlicher, erhabener in seinem Zweck und in den erzielten Anstalten gewesen. Die Aufklärung der Nation in den wichtigsten Dingen, welche einen Menschen betreffen können, sollte hergestellt, eine allgemeine Sittenveredlung sollte bezweckt werden. Mit diesem großen Sinn und Verstand handelten unsere bayerischen Voreltern im achten Jahrhundert.

Das Wirken des heiligen Bonifacius für die Sache des Christenthums in Bayern war von so großem Erfolge gewesen, daß die edlen Männer des Landes wetteiferten, ihre Kinder dem Heiligen für

den Dienst der Kirche darzubringen. Da wurde auch der Knabe Sturmi aus der norischen Provinz, d. i. aus Bayern, von edlen und christlichen Eltern geboren und erzogen, auf deren Bitte vom Heiligen angenommen, und er folgte diesem freudig auf die Wanderung zu seinen Brüdern nach Hessen. Dieser Liebling des Apostels von Deutschland, der Bojoarier Sturmi, errichtete im Jahre 744 auf seines Meisters Gebot das Kloster Fulda, und ihm ist daher die christliche Kirche in Deutschland, welche durch die Gründung von Fulda so wesentlich befestigt worden, zu hohem Danke verpflichtet.

Trost und Rath suchend wandte sich Bonifacius wegen der Irrlehrer in Deutschland an Daniel von Winchester. Er schildert die falschen Priester und Heuchler, die Gott widerstreben und sich zu Grunde richten, das Volk durch die größten Aergernisse und verschiedene Irrthümer verführen, die Unkraut in den Samen Gottes werfen und denselben zu ersticken trachten. „Was ich gepflanzt," schreibt er, „begießen sie nicht, auf daß es wachse, sondern suchen es auszureißen, damit es verwelke. Sie bieten sich den Völkern als Lehrer dar, aber sie lehren sie neue Sekten und verschiedene Arten von Ketzereien rc."

Bonifacius verweilte längere Zeit in Bayern, verkündete Gottes Wort, befestigte den wahren Glauben und vertrieb die Verwüster der Kirche, die Verderber des Volkes, denn einige derselben hatten sich fälschlich die bischöfliche Würde beigelegt, an-

dere priesterliche Verrichtungen übernommen und wieder andere dieses und unzählig Anderes ersonnen, um das Volk zu verführen.

Bonifacius theilte, unterstützt von Herzog Odilo und von den Großen seines Landes, mit des Ersteren Bewilligung das Land der Bojoarier in vier Diöcesen ab, denen er ebenso viele Bischöfe vorsetzte, nachdem er sie vorher ordinirt hatte. Johannes bekam das Bisthum Salzburg, Erembrecht, des heiligen Corbinian's Bruder, jenes zu Freising, Gaibald wurde zum Bischof von Regensburg und Vivilo zum Bischof von Passau ernannt. Durch diese Einrichtung, welche die bayerischen Kirchen in bleibenden Zusammenhang mit dem päpstlichen Stuhle gebracht hat — ein Zusammenhang, der durch alle Stürme der Zeiten unerschüttert bis auf unsere Tage geblieben ist — und durch die stricte Einführung der Kirchengesetze war dem orthodoxen Christenthum in Bojoarien eine feste, dauernde Grundlage gegeben, auf welcher der durch des heiligen Bonifacius Unterricht bei Geistlichen und Laien angeregte Eifer zuversichtlich fortbauen konnte. Eine Menge von Instituten wurden von den rechtgläubigen Bojoariern in's Leben gerufen, die zuvörderst die reine Lehre zu bewahren und zu verbreiten sich bemühten, sodann aber für die Cultur des Bodens und des Geistes ungemein thätig gewesen sind und in dieser Beziehung große Verdienste um geistiges und physisches Wohl der Bayern sich erworben haben.

Darunter sind jene Klöster zu verstehen, die in so großer Anzahl unter der Regierung Odilo's sowohl, als auch seines Sohnes und Nachfolgers Tassilo's II., in allen Theilen des bojoarischen Landes — manche mitten in Wüsteneien und den schauerlichsten Wildnissen — sich erhoben. Wie groß der Eifer für Gründung von Klöstern bei den Herrschern und Edlen dieses Landes gewesen, erhellt am Besten aus der Angabe, daß, während bei den Ostfranken im Zeitraume eines Jahrhunderts (von 716—817) fünfzehn Klöster errichtet wurden, in Bojoarien in nicht vollen vier Decennien — mithin nicht einmal in der Hälfte dieser Zeit — deren neunundzwanzig erstanden sind. Und bei diesen Gründungen leuchteten die agilolfingischen Herzoge durch fromme Liberalität allen Bojoariern vor, indem sie entweder ihre Stiftungen fürstlich ausstatteten, oder die von Andern gemachten mit reichlichen Gaben bedachten.

In einer unwegsamen Einöde, dem Aufenthalte wilder Thiere, errichteten die drei Brüder Lantfrid, Waldram und Eliland das Kloster Benediktbeuern im Hursigau unter Umständen, die uns Aufzeichnungen aus dem eilften und zwölften Jahrhundert folgendermaßen erzählen:

In der Gegend des Flusses Liubisaha (Loisach), in der Nähe der Villa Antorf gedachten sie, um sich aus dem Schiffbruche der Welt zu retten, am Kalomonbach eine Niederlassung zu gründen. Aber bald erkannten sie, daß Gott diesen Platz sich

nicht auserwählt habe, und vollführten ihren Entschluß östlich der Loisach am Lainbache, woselbst sie eine Kirche mit einem Kloster erbauten, den Weg dahin durch den Sumpf neben der Loisach bahnen und eine Brücke über diesen Fluß schlagen ließen. Alles zum Gottesdienste und zur Kirchenzierde Nöthige ward herbeigeschafft. Darnach beschlossen sie den Bau einer Kirche am Orte Ascah, der nun Chochalun (Kochl am östlichen Gestade des gleichnamigen Sees) heißt, für ihre Schwester Kailwindis, welche einen Theil ihres Landgutes und sich selbst Christus weihte. Hierauf bauten sie eine dritte Kirche zu Schlehdorf, am nordwestlichen Gestade des Kochlsees, und dabei ein Kloster; für beides gab Waldram den dritten Theil seines Gutes her. Eine vierte Kirche mit angebautem Kloster erstand zu Staphala stagna (Staffelsee, westlich der Loisach), zu welcher Eliland einen Theil seines Gutes schenkte. Die drei Brüder sammelten sofort überall her Schaaren von Mönchen, brachten Reliquien herbei und die zum Gottesdienste unentbehrlichen Bücher, holten sich die Erlaubniß des Herzogs und der Bischöfe des Landes, vorzüglich des Bischofs Wicterp von Augsburg, in dessen Diöcese Benediktbeuern, Kochlsee und Staffelsee lagen, und reiseten zum heiligen Bonifacius in Francien, ihn zu bitten, er möge die von ihnen errichteten Kirchen einweihen und für ihre Stiftungen Privilegien erwirken.

Mit Freude erfüllte Bonifacius ihr Gesuch

und begab sich nach erhaltenen Privilegien in das Land der Noriker. Er weihte die Kirche von Pura (Benediktbeuern) zu Ehren des heiligen Benedikt's und des Apostels Jakob ein, hinterlegte daselbst von den Reliquien dieser und anderer Heiligen und untersagte gänzlich den Frauenspersonen den Eintritt in den Tempel.

Am Tage der Einweihung selbst übergab Lantfrid alle seine Güter im Hursigau mit Hörigen beiderlei Geschlechts der Kirche des heiligen Benedikt's.

Die Zahl der Mönche, zu deren täglichem Unterhalt alle diese Güter geschenkt worden waren, betrug fünfzig. Aus den Händen des Erzbischofs vor dem Altar des heiligen Benedikt's nahmen die drei Brüder das Ordenskleid, ebenso Kailwindis, ihre Schwester. Lantfrid ward zum Abt über Pura und die obengenannten Klöster, welche dem Abte von Pura untergeben seyn sollten, verordnet. In denselben befanden sich aus verschiedenen Provinzen 150 Mönche und 50 Nonnen, welche sich allmälig hier gesammelt hatten und unter Lantfrid's Leitung standen, der für ihr ferneres zweckmäßiges Unterkommen durch Anlage neuer Klöster, wie Wezinesbrun, Santouwa und Polling Sorge trug.

Der gute Lanzo, wie Lantfrid vom Volke gewöhnlich genannt wurde, sah das Gedeihen seiner Anstalten, denen er 25 Jahre lang mit väterlichem Eifer vorstand, und starb den 10. Juli 767. Der Bischof Wicterp von Augsburg ließ ihn auf eine höchst feierliche Weise zur Erde bestatten.

Früher, als Benediktbeuern und die drei dem Abte dieses Klosters unterworfenen Klöster erbaut wurden, hatte der Herzog Odilo auf Anrathen des heiligen Pirminius am linken Ufer der Donau die beiden Klöster Altaha (Ober- und Niederaltaich), ersteres um 739, letzteres um 740 gegründet. Die Kirche von Niederaltaha ward dem heiligen Mauritius gewidmet. Aus Alemannien kamen mit Bewilligung des Frankenfürsten und des Bischofes Eddo von Straßburg zwölf Benediktiner-Mönche herbei, deren erster Abt Ebarsind, in den Jahren 753 und 765 vorkommend, gewesen ist.

Für Oberaltaha, welches der heilige Pirmin eingeweiht, wurden aus Reichenau gleichfalls zwölf Mönche herbeigerufen, deren erster Vorstand Ernestus gewesen ist.

Zu Osterhofen am rechten Donauufer, südöstlich von Niederaltaich, und zu Pfaffenmünster, nördlich der Donau, errichtete derselbe Herzog Odilo im erstern Orte ein Benediktiner-Kloster, im zweiten eine Kirche, die der heilige Pirmin zu Ehren des heiligen Tiburtius einweihte. Die Mönche dieses Klosters waren ebenfalls aus der Straßburger Diöcese gekommen.

Auch die Gründung des Nonnenklosters Niedernburg zu Passau wird diesem Herzoge zugeschrieben um das Jahr 739, und im nämlichen Jahre, richtiger wohl erst im zwölften Jahre seines Herzogthumes (748), hat er unsern dem nordöstlichen Gestade des Mondsees das gleichnamige Kloster zu

Ehren des heiligen Petrus und des heiligen Michael gegründet und mit Gütern begabt. Der erste Abt dieses Klosters hieß Oportunus; sein Nachfolger Hunrich war zur Beilegung der Differenzen zwischen Karl dem Großen und Tassilo II. thätig.

Als der Bischof von Freising beabsichtigte, an der Isana bei der Kirche des heiligen Zeno ein Kloster zu errichten, machte Herzog Odilo zu diesem Zwecke namhafte Schenkungen.

Der Schotte Alto, welcher in den dichten Waldungen zwischen der Paar, Glan und Ilm Gott diente und beim Volke jener Gegend in großem Rufe der Heiligkeit stand, erhielt vom Majordomus den größten Theil des Forstes, in welchem seine einsame Hütte lag, zum Geschenke, ein Forst, der noch am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts „St. Alto's Forst" hieß. Bald hatte er eine große Strecke desselben mit Hilfe der Umwohnerschaft in Wiesen und Fruchtfelder umgeschaffen und errichtete (740—742) eine Kirche und ein Kloster, welches nach ihm den Namen Altomünster führte und dessen Kirche der heilige Bonifacius zur selben Zeit wie Benediktbeuern zu Ehren der Mutter Gottes eingeweiht hat.

Die zeither aufgezählten und andere unter Tassilo's Regierung gegründete Klöster zu bevölkern, trug die im Frankenreiche sich vorbereitende, im Jahre 752 stattgefundene Umwälzung nicht wenig bei; denn die Majordome strebten, mit Zurücksetzung der merwingischen Könige, nach der Krone, die sie im

besagten Jahre wirklich an sich nahmen. So manche, mit diesem Wechsel der Dinge unzufriedene Große wichen der Gewalt der aufstrebenden Dynastie und suchten und fanden Schutz im fernsten Theile des Reiches hinter den geweihten Mauern der Klöster.

In Ostfranken errichtete der heilige Bonifacius zwei Bisthümer: Würzburg und Eichstädt. Bonifacius suchte noch mehrere taugliche Oberhirten für die Menge der Seelsorger aufzustellen und erhob zwei Männer voll Einsicht und Eifer zur Bischofswürde: sie hießen Willibald und Burghard; ihnen übergab er die im Innern des östlichen Franken und an den Grenzen der Bojoarier gelegenen Kirchen. Willibald erhielt seinen bischöflichen Sitz zu Haegsted (Eichstätt), Burghart hingegen zu Wirzaburg, und diesem letztern übergab Bonifacius die an den Grenzen der Franken, Sachsen und Slawen befindlichen Kirchen.

Was den heiligen Bonifacius bestimmte, nach dem Kastelle Würzburg den Sitz des neuen Bischofs Burghard zu verlegen, war die Erinnerung an des heiligen Kilian's früheres Wirken für die christliche Lehre und der Umstand, daß ein Priester, Atalongus mit Namen, Kilian's Grab entdeckte, an welchem er durch ein Wunder dieses Martyrers das verlorene Licht seiner Augen wieder erhalten haben soll. Allerdings schien der Ort, wo der Heilige für das Christenthum gewirkt und gelitten, eine würdige Stätte für den geistlichen Oberhirten zu seyn. Der Bischof Burg-

hard, der um's Jahr 752 sein Amt an Megingaud abgetreten, starb nach fast eilfjährigem segensvollen Wirken am 2. Februar 753.

Siebentes Kapitel.

Fortsetzung.

An der Gränze der Bojoarier entwickelte der Landsmann Burghart's, Willibald, welcher am 22. Oktober 741 auf der alten Salzburg, bei Neustadt an der fränkischen Saale, aus den Händen des heiligen Bonifacius die bischöfliche Würde erhalten hatte, eine eben so große Thätigkeit, um dem ihm zum Bischofsitze angewiesenen Ort seiner neuen Bestimmung würdig zu machen. Schon früher hatte ihn Bonifacius aus Italien kommen lassen, und er war auf seiner Reise von daher eine Woche lang beim Grafen Suitgar gewesen. Beide begaben sich zum heiligen Bonifacius, der sie nach Eystet schickte, damit Willibald die Gegend sich genau besehe und entscheide, ob sie nach seinem Wunsche sey. Sie gefiel dem heiligen Willibald, und sofort übergab der Graf Suitgar den Walddistrikt an den Ufern der Altmühl zum Heil seiner Seele dem Bischofe Bonifacius, in dessen Kirchensprengel er gelegen war. Der heilige Bonifacius übergab hierauf den Bezirk dem Willibald, welchen er schon damals zum Bischof in diesen südlichen Gegenden Ostfrankens ausersehen.

In der Wildniß befand sich außer der Marienkirche nirgends ein Haus; Suitgar und Willibald verweilten dort einige Zeit über, um einen passenden Platz zur Niederlassung auszusuchen. Sobald dieß geschehen, gingen sie wieder zum Bischof Bonifacius nach Freisingen, der sodann mit ihnen sich nach Eichstätt begab, wie es scheint, in der Marienkapelle den Willibald zum Priester und nach Jahresfrist auf der Salzburg zum Bischof weihte. Vor seiner Ordination zum Bischof hatte Willibald die Zeit dazu angewendet, das Fundament zu einer Kirche zu legen und für seine und der Geistlichkeit Wohnungen die nöthigen Anstalten zu treffen. Dies geschah nicht fern von der alten Marienkapelle an der Stelle, wo noch heute der Dom steht.

Der Bruder des heiligen Willibald's, Wunibald, hatte bereits vor dem Jahre 741 an der Westgränze des Sualafeldes zu Heidenheim ein Kloster errichtet, in welchem Willibald auf der Reise nach der Salzburg Aufnahme fand. So hoch stand er um seiner Tugend und Frömmigkeit willen in der Achtung des Oberhirten Deutschlands, daß dieser ihm die Aufsicht über sieben Klöster anvertraute. Auch beim Bayernherzoge Odilo fand Wunibald ehrenvolle Aufnahme und erhielt während seines Aufenthaltes in Bojoarien reiche Geschenke an Geld und Gütern. Die heilige Walburgis, Willibald's und Wunibald's Schwester, gründete, eben auch zu Heidenheim, ein Nonnenkloster, dem sie als Abtissin vorstand.

Die kirchliche Verfassung in den deutschen Ländern, welche durch die Anstrengungen des päpstlichen Legaten Bonifacius ihre feste Begründung und ihren Zusammenhang mit Rom, dadurch aber ihre Glaubenseinheit erhalten hatte, gewann ungemein durch die vom Papste befohlenen, von den Frankenfürsten eifrig unterstützten, alljährlich abzuhaltenden und in den Jahren 742, 743 und 744 wirklich abgehaltenen Synoden oder Concilien, auf denen die Bischöfe gehorsam zu erscheinen und unter dem Vorsitze des heiligen Bonifacius, so wie unter der Aufsicht des Frankenherzogs, über die Angelegenheiten der Kirche, insbesondere aber Kirchenzucht und Vernichtung heidnischer Gebräuche zu berathen hatten.

Mitten unter den Kriegen mit den wilden heidnischen Sachsen erstand auf des heil. Bonifacius Betrieb durch den edlen Bojoarier Sturmi, des Erzbischofs Liebling, in der buchonischen Wildniß das Kloster Fulda, von dem Flusse Fuldaha, an dessen rechten Ufer es im Monate März des Jahres 744 zu erbauen angefangen wurde, den Namen bekommend. Die Anfänge dieses Klosters haben wesentlich dazu beigetragen, die Kirchen in Deutschland zu befestigen, und kaum ist eine Provinz im mittlern und südlichen, ja im ganzen Deutschland überhaupt, welche nicht die großen Verdienste des heil. Bonifacius und seiner Zöglinge, der Aebte und Mönche von Fulda, um Verbreitung der christlichen Lehre und der Kultur des Geistes eben so sehr, als jener des Bodens in rührender Dankbarkeit anzuer-

kennen und zu preisen hätte. Zunächst sey nur ihres Wirkungskreises den Ufern des Mains entlang gedacht, um zu zeigen, wie bedeutungsvoll die Gründung dieses Klosters auch für die Geschichte der Einführung des Christenthums in Bayern sey.

Mit der Gründung Fulda's durch den Bojoarier Sturmi hatte es folgende Bewandtniß.

„Als Bonifacius im norischen (bayerischen) Lande," sagt Eigil, Sturmi's Schüler und Landsmann und später (818—822) selbst Vorstand des Klosters Fulda, „die Bürger und das Volk im katholischen Glauben unterwies, da brachten edle Männer um die Wette ihre Jugend dem Heiligen für den Dienst des Herrn dar. Auch der Knabe Sturmi, von edlen und christlichen Eltern erzogen, wurde auf deren Bitte vom Heiligen angenommen. Freudig folgte er ihm in's Hessenland nach Frideslar, woselbst Bonifacius ihn dem Priester Wigbert übergab, der ihn in allem zur Bildung eines Priesters Nöthigen unterrichtete. Sturmi war voll tiefen Gefühls und durchdringenden Verstandes, in seiner Sprache klug und umsichtig. Ein wohlgebildeter Mann von gesetztem Gange, ehrbaren Sitten und unbescholtenem Wandel, gewann er sich durch sein liebevolles, freundliches, fröhliches und gleichwohl demüthiges Wesen die Liebe aller, die ihn kannten. Im dritten Jahre nach erhaltener Priesterwürde kam ihm der Gedanke, in die Wildniß sich zu begeben, und ein noch strengeres Leben als zeither zu führen. Bonifacius, der ihn deshalb

belobte, ertheilte ihm seinen Segen, nachdem er vorher ihm und seinen zwei Gefährten die buchonische Wildniß als künftigen Aufenthalt bezeichnet. Da, wo heute Hersfeld steht, hatten sie sich, nach dreitägiger Wanderung durch die Wildniß, in Hütten mit Baumrinden bedeckt geraume Zeit wachend, betend und fastend aufgehalten. Endlich meldete Sturmi das Ergebniß ihrer Reise dem Heiligen und gab ihm eine umständliche Beschreibung der Gegend, in welcher sie sich niedergelassen. „Ich fürchte sehr," antwortete Bonifacius nach reiflichem Nachdenken, „Ihr werdet diese Gegend wegen Nähe der Sachsen nicht bewohnen können, und wohl thun, Euch Sitze tiefer im Innern des großen Forstes zu eurer Sicherheit vor diesem grausamen Volke zu suchen." Zu Schiffe fuhren nun Sturmi und seine beiden Genossen die Fulda aufwärts, rechts und links die Gegend erspähend; aber nach dreitägigem vergeblichen Forschen kehrten sie wieder in ihre Zellen zurück. Da ließ Bonifacius den Sturmi aus seiner Einsamkeit zu sich entbieten, und eröffnete demselben sein Vorhaben, ein Kloster im buchonischen Walde zu gründen. Auf Sturmi's Reisebericht gab er den Bescheid: „Laß nicht ab, nach einem Platz zu suchen und Du wirst ihn finden." — Zu Hause (in Hersfeld) angelangt, sattelte Sturmi seinen Esel, nahm Wegzehrung mit sich und reiste allein ab. Die Landschaft, durch welche er zog, durchforschte er sorgfältigst, Berge wie Hügel, Thäler, Quellen und Flüsse, Psalmen singend und zu Gott

aufblickend, ging er vorwärts, und nur da ruhte er, wo die Nacht ihn zu bleiben zwang. Gegen die sehr vielen wilden Thiere umgab er sich mit einem Zaun. So fortreisend kam er eines Tages an die Straße, welche aus Thüringen nach Mainz zum Behuf des Handels führt; sie ging mitten durch den Fluß Fulda. Hier traf er eine große Menge Slawen, die sich im Flusse badeten, deren nackte Körper sein Thier scheu machten; ihr Schmutz erregte den Abscheu des Heiligen. Sie verspotteten ihn und hatten wohl gar die Absicht, ihn zu schädigen. Einer aus ihnen, es war der Dolmetscher des Haufens, fragte ihn, wohin er reisen wolle? — „In den obern Theil der Wildniß," antwortete Sturmi.

„Außer einer erstaunlichen Zahl wilder Thiere, dem Geräusche der Vögel und ungeheueren Bäumen sah und hörte Sturmi nichts; am vierten Tage kam er am Orte vorüber, woselbst das Kloster gegenwärtig steht, immer vorwärts dringend, bis zum Einfluß der Gisilaha (Giesel) in die Fulda, und bis zu einem Fußpfad, der Ortessveca (Ortesweg) hieß. Eben war er im Begriff, sich und sein Thier gegen nächtliche Angriffe auf gewohnte Weise zu schützen, als er plötzlich Geräusch im Wasser hörte. Mit angestrengter Aufmerksamkeit horchte er hin; nochmals vernahm er das Geräusch, nicht wissend, ob es von Thieren oder von einem Menschen erregt worden sey. Sturmi schlug mit der Axt an einen hohlen Baum; sogleich eilte ein Mann herbei, beide begrüßten sich, und Sturmi fragte den Ankömmling, woher er

sey? Aus der Wetterau, antwortete dieser, er führe seines Herrn Ortis Pferd an der Hand. Beide blieben die Nacht über beisammen. Der Mann war in der Umgegend ausnehmend wohl bekannt, und wußte alle Orte und Bäche und Ströme zu benennen. Ihr gegenwärtiger Aufenthalt heiße Aichlohe.

„Mit dem frühen Morgen schieden Beide, der Laie seinen Weg ins Grabfeld nehmend, Sturmi auf die Rückreise bedacht.

„Durch das Aichloh ziehend, welches ihm nicht gefiel, gelangte er an den Grötzbach; nicht fern davon kam er an den Ort, wo das Kloster errichtet wurde. Da erfüllte ihn plötzlich unendliche Freude, und frohlockend ging er auf der Stätte einher. Die Schönheit der Gegend entzückte ihn; je mehr er sich dieselbe besah, desto mehr wuchs seine Freude, den rechten Ort aufgefunden zu haben. Sein Bericht war dem heiligen Bonifacius angenehm, und während dieser den Sturmi in die Wildniß gehen hieß, begab sich der Bischof selbst zum Palast des Frankenfürsten und bat diesen um die von Sturmi aufgefundene Gegend zur Gründung eines Klosters. Vor den Großen seines Palastes gewährte er des Bonifacius Bitte mit den Worten: „Den Ort, um den Du bittest, und der, wie Du sagst, Aichlohe heißt, am Flusse Fulda gelegen, mit Allem, was ich daselbst eigen besitze, übergebe ich ganz und vollständig Gott dem Herrn, so zwar, daß vier Stunden in der Runde nach den vier Himmelsgegenden hin

zu demselben gehören.“ Ueber diese Schenkung ließ Karlmann eine förmliche Urkunde ausfertigen, und bewog überdieß noch die Edlen im Gaue Grabfeld, nach seinem Beispiele ihr Eigenthum in diesen Gegenden der neu zu errichtenden Kirche zu vergeben. Wenige Tage nachher wanderte Sturmi mit sieben Brüdern an den Ort seiner Bestimmung, im ersten Monate des Jahres 744 *); den zwölften Tag erreichte er denselben. Sie hieben die Bäume um und säuberten den Platz. Nach zwei Monaten kam Bonifacius mit vielen Leuten, die den Mönchen in ihrer Arbeit einige Zeit über halfen.

„Der Beschluß, im neuen Kloster keinen Wein als Getränke zuzulassen, sondern nur dünnes Bier, wurde, obgleich er von Allen gebilligt worden war, nach einigen Jahren beim Zuwachs der Mönche durch ein Synodaldecret der Kranken und Schwachen wegen aufgehoben.“

Das neue Kloster blühte so schnell empor, daß bereits vor Sturmi's Tod (779) vierhundert Mönche in demselben Gott dienten; auch nahm es König Pipin in seinen besondern königlichen Schutz. Lange Zeit hindurch war Fulda die berühmteste Schule in Deutschland, aus welcher eine Menge trefflicher Bischöfe und gelehrter Männer hervorging, die dort ihre Bildung erhielten, und welche dankbaren Herzens

---

*) Nach fränkischer Sitte war der erste Monat des Jahres der März.

durch reiche Schenkungen den genossenen Unterricht einigermaßen zu vergelten suchten.

Die Bahn war auf diese Weise für des heil. Bonifacius Nachfolger gebrochen, die Einheit des Dogma und dessen Reinheit durch den Zusammenhang mit Rom gewahrt, die Irrlehre verdrängt worden. Aus den zahlreichen Pflanzschulen der Bisthümer und Klöster wuchs eine neue, in die vom Bonifacius gestiftete Ordnung und christliche Weise eingeführte und eingelebte Generation heran. Die Bisthümer waren mit kluger Hand geordnet, jährliche Synoden überwachten die höhere Geistlichkeit, die Bischöfe mußten vorschriftsmäßig ihre Pfarrer und Kleriker über Rechtgläubigkeit, Seelsorge und Sittenreinheit untersuchen, die Klöster erhielten ihre Normen und wurden unter die Aufsicht ihrer Diöcesanvorstände gesetzt, kurz alles, was ein wohlgeregeltes Kirchenthum erheischt, durch ihn ins Daseyn gerufen, um selbst unter den größten Stürmen der folgenden Zeit nicht mehr unterzugehen.

Durch solche Thätigkeit hat sich der Brite Winfried mit Recht den Namen des Wohlthäters der Deutschen verdient. Man wird stets das Großartige seines Strebens und Wirkens erkennen, den christlichen Glauben, der die Quelle aller Kultur ist, inmitten roher kriegerischer Völker auf der festesten Basis zu begründen; und daß ihm dieses vollkommen gelungen, sichert ihm die Unsterblichkeit und den Dank aller Zeiten zu.

Die Verhältnisse der Kirche und ihrer Glieder

zur weltlichen Macht waren damals kürzlich folgende:

Zur Wahl eines Bischofs berief der Herzog oder Landesfürst die Bischöfe der Provinz, alle Priester, Diaconen, Geistliche und die Laien, oder das Volk, zusammen. Das Wesentliche der Wahl stand zwar den Bischöfen zu, aber das Volk war gleichfalls dabei betheiligt. Nach bojoarischem Gesetze konnte der König einen Bischof verordnen, aber auch das Volk einen solchen sich wählen; doch spricht Chlotar's II. Verordnung von 615 sich bestimmter dahin aus, daß derselbe unter der Leitung des Metropoliten vom Klerus und Volke erwählt, und wenn es eine würdige Person ist, vom Könige bestellt werde.

Hatte sich der Bischof irgend eines Verbrechens schuldig gemacht, so durfte Niemand es wagen, ihn zu tödten, sondern man mochte ihn gerichtlich belangen, entweder vor dem König oder vor dem Herzog, oder vor seinem Volke. Dem des Verbrechens Ueberwiesenen sollte alsdann nach den Kirchengesetzen das Urtheil gesprochen werden.

Ward ein Priester vom Volke verklagt, ohne daß man ihn durch bestimmte Zeugen seines Verbrechens überführen konnte, so durfte er einen Reinigungseid schwören und blieb bei Amt und Würde.

Groß war das Ansehen der Klerisei beim Volke, das die Glieder dieses Standes in ihren verschiedenen Abstufungen, vom Bischof herab bis zum Priester, Diacon oder Mönche, nicht allein als die Mittler zwischen den Menschen und der Gottheit

betrachtete, sondern in ihnen auch jede Art von geistiger Bildung dargestellt sah. Gewiß war das Gefühl dessen, was sie dem Volke in jeder Beziehung waren, auch geeignet, in ihnen den edlen Vorsatz hervorzurufen, die Anstrengungen zu verdoppeln, um sich ihres Standes in jeder Weise würdig zu bezeigen. Dem Volke gingen sie mit dem Beispiele der emsigsten Bodenkultur voran. Unwirthbare öde Gegenden, Waldreviere, die durch wilde Thiere, Ströme und Moräste unzugänglich gewesen, verwandelten sich unter den Händen der Mönche des heiligen Benedikt in fruchttragendes Land, geziert mit den Wohnstätten der Menschen, die sie um ihre Zellen gesammelt, und welche sie in den Künsten des Friedens unterrichteten. Galten doch die Gründe, welche den Klöstern angehörten, für die bestbebauten und als wahre Musterwirthschaften, und frühzeitig bildete sich das zum Wahrwort gereifte Sprichwort: „Unterm Krummstab ist gut wohnen." Selbst der Unterthan der Kirche ward, weil er ihr angehörte, höher gebüßt*) und stand außer dem Schutze der Gesetze unter dem besonderen seines Stiftsheiligen. Die Plackereien, die bald der Gemeinfreie von dem Grafen und dessen Unterpersonale zu erdulden hatte, trafen ihn nicht, und so hatte er unter milden Herren Gelegenheit, sein ruhiges Glück zu begreifen und dankbar zu genießen.

---

*) Das heißt: ein Verbrechen, an ihm begangen, wurde strenger bestraft.

Noch in anderm Sinne war der Priester und Geistliche der Mann des Volkes, der hochgeachtete und verehrte, seitdem das Christenthum völlig befestigt und das Volk in dessen Glaubenslehren erzogen und aufgewachsen war. In frommer Hingebung folgte es der Leitung der Priester, welche ihm unter würdigen, den Geist erhebenden Formen den Weg zur wahren Andacht zeigten und in derselben sich zu üben und zu bestärken die häufigsten Gelegenheiten gaben. Kein Verhältniß des menschlichen Lebens gibt es, welches die Kirche nicht gleich einer liebenden Mutter berücksichtigt, und in das sie nicht bald tröstend, bald heiligend, bald die weltlichen Gesetze nachdrücklich unterstützend eingewirkt hätte.

Das Anhören der heiligen Messe, welche vom Priester nur an Gott geweihter Stelle und auf Zügen nur unter Zelten und auf steinernen, vom Bischofe consecrirten Tischen gefeiert werden durfte, ward Jedem möglichst erleichtert.

An Sonntagen und hohen Festen des Kirchenjahres, deren es damals mit Einschluß des Kirchweihfestes zwölf gegeben, sammelte sich die gläubige Menge zum feierlichen Gottesdienste, der erstlich in einer Predigt des Priesters bestand, welche in der Muttersprache dem versammelten Volke vorgetragen wurde. Den Stoff der Rede gab das Kirchenfest oder das Leben desjenigen Heiligen, dessen Andenken gefeiert wurde; oder der Redner nahm gewisse Laster, Gebrechen und schlimme Gebräuche durch, und ermahnte zur Reue und Buße und zu besserem

Wandel. Er verfehlte nicht, den Versammelten heilsame Lehren, aber auch scharfe Ermahnungen zu geben.

Hierauf folgte die feierliche Messe (Amt) unter Gesang der Gemeinde. Psalmen und Kirchengesänge auswendig zu lernen, wurde die Jugend angehalten. Auch hatten die Priester darauf zu halten, daß die Gläubigen ihres Pfarrsprengels den Glauben und das „Vater unser" sich wohl einprägten, um beides in der Gemeinde, wie zu Hause, vorzutragen. Die zwölf hohen Festtage waren Geburt des Herrn (vier Tage 25. Dezbr.), Beschneidung (1. Jan.), Epiphania (6. Jan.), Mariä Lichtmeß (2. Febr.) Ostern, nach dem Sonntage drei Tage (also vier Tage), Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Geburt Johannis des Täufers (24. Juni), die Passion der heiligen Apostel Petrus und Paulus (29. Juni), Mariä Himmelfahrt (15. Aug.), Mariä Geburt (8. Sept.), die Passion des heiligen Andreas (30. Novbr.) — Am Samstag vor Ostern und Pfingsten war allgemeines Fasten und Nachmittags um drei Uhr Versammlung in der Kirche geboten.

Die vierzigtägigen Fasten wurden gewissenhaft gehalten, und Gesetze wachten über deren durchgängigen strengen Vollzug; ebenso die Quatember, d. i. in der ersten Woche des März, Mittwoch, Freitag und Samstag, bis drei Uhr Nachmittags mußte man vom Fleische sich enthalten, desgleichen

im Monate Junius in der zweiten Woche und in der dritten Woche des Septembers; dann im Dezember die Woche vor dem Weihnachtsabend. Alles nach dem Gebrauche der römischen Kirche.

Die Ueberreste des Heidenthums auszumerzen, ward der Genuß des Pferdefleisches vom Papste Gregor III. im Jahre 732 untersagt. Auch Krähen, Störche, Hasen und Biber waren als Speise verboten.

Jeder Erwachsene war verbunden, am grünen Donnerstage nach römischem Gebrauche einem Priester seine Sünden zu beichten, welcher ihm, nach erfolgter Absolution, die heilige Communion ertheilte. Dagegen versagte die Kirche dem Eltern- und Geschwistermörder sein ganzes Leben hindurch den Leib des Herrn. Nur in der Todesstunde wurde er desselben theilhaftig. Einem solchen ward auferlegt, des Fleisches und Weines sein Leben lang und noch Montags, Mittwochs und Freitags (nach den damaligen strengen Begriffen von Fasten) jeder Speise sich zu enthalten, damit er durch Thränen die begangene Sünde auslöschen möge. Den Aussätzigen, wenn sie gläubige Christen waren, reichten die Priester, ungeachtet der Gefahr der Ansteckung, den Leib des Herrn. Verboten und zwar bei gleicher Strafe, wie die des Mörders, wurde der schändliche Gebrauch, seine Leibeigenen an die Heiden zu deren Menschenopfern zu verkaufen. Das Sakrament der Taufe ertheilten die Priester den Erwachsenen nur zu Ostern und Pfingsten, wovon jedoch Jene, die

sich in Todesgefahr befanden, ausgenommen waren. Priester und Diaconen wurden nur in den Fasten des vierten, siebenten und zehnten Monats, oder auch zu Anfang und in der Mitte der vierzigtägigen Fasten, oder am heiligen Samstag geweiht.

Auf solche Weise ward allmälich das Volk an Zucht, Gehorsam und Ordnung gewöhnt, die unbändige, der öffentlichen Ruhe gefährliche Liebe zur Unabhängigkeit in gebührende Schranken gewiesen, der heidnische Aberglaube geschwächt und der christlichen Sittenlehre in den Gemüthern nach und nach Eingang verschafft.

Wenn wir fragen, wem diese Erfolge verdankt werden, die um so außerordentlicher genannt werden müssen, je größer, wie bekannt, die Schwierigkeiten gewesen sind, die dabei überwunden werden mußten, so ist zu erwidern: dem heiligen Bonifacius, welcher das Gebäude des Christenthums und der Kultur, zu welchem in den vorangegangenen Jahrhunderten von den christlichen Lehrern der Grund gelegt worden, vollendet hat. Nachdem wir die Wirksamkeit dieses eifrigen Apostels Deutschlands bereits gebührend hervorgehoben haben, müssen wir nun auch der letzten Tage des Heiligen gedenken und erwähnen, wie er ein würdiges Leben würdig beschloß, indem er die Martyrerkrone errang. *)

---

*) Entnommen aus: „Das Leben der Heiligen." 21. Heft. Der heilige Bonifacius, nach Audin vom Verfasser der Hosiana. Leipzig, J. P. Meline.

Unterdessen nahmen die Kräfte des heiligen Bonifacius ab; erschöpft durch Wachen, Fasten, Predigten und durch seine vielen und mühevollen Reisen, fühlte der Apostel sein Ende nahen und benützte die Ermächtigung des Papstes, welche ihm erlaubte, sich einen Nachfolger zu wählen. Seine Augen fielen auf Lullus, ehedem Mönch zu Malmesbury. Er weihte ihn im Jahre 754 zum Erzbischofe von Mainz, übertrug ihm die Vollendung der Kirche zu Fulda und beschwor ihn, das Werk der Bekehrung Deutschlands fortzusetzen. Während seines langen Apostolats hatte der heilige Bonifacius, unterstützt von seinen zahlreichen Schülern, mehr als eine Million Heiden getauft, beinahe zweihundert Klöster gegründet, hundert Kirchen und vierhundert Kapellen erbaut, nahe an dreihundert Schulen gestiftet und in Deutschland über tausend Abschriften der heiligen Schriften, der Kirchenväter und geistlicher und weltlicher Schriftsteller verbreitet. Unter den Klöstern und Lehrschulen sind besonders folgende zu nennen: Regensburg, Freisingen, Salzburg, Passau für Bayern; Erfurt, Würzburg, Eichstätt für Thüringen und Franken, und zu Büraburg und Fulda für Hessen. Deutschland besaß zu dieser Zeit schon eine große Zahl griechischer, lateinischer und sächsischer Grammatiken, Glossarien und Abhandlungen über Redekunst, Mathematik, Geographie und Astronomie. Alle Neubekehrten konnten lesen und schreiben. Aus den Seminarien, welche unser Heiliger in's Leben gerufen hatte und leitete,

gingen alsbald Dichter, Geschichtsschreiber, Redner und selbst Bildhauer hervor; vor Allem aber wurden hier jene eifrigen Missionäre herangebildet, welche, würdig ihres erhabenen Vorbildes, ihm treu zur Seite standen.

Der heilige Bonifacius konnte in Frieden sterben; sein Werk geistiger Erlösung war vollendet, Deutschland war zum Christenthume bekehrt. Um jene Zeit schrieb er von Mainz an Fulrad, den Abt von St. Denis, und bat ihn, seinen Nachfolger Lullus als Erzbischof der Metropole dem Könige Pipin zu empfehlen. „Meine Schwäche," schreibt er, „läßt mich fühlen, daß mein Ende nahe ist; bitte den Fürsten, daß er meine Schüler unter seinen Schutz nehme; sie sind zahlreich: zerstreut in vielen Klöstern widmen sie sich der Erziehung armer Kinder oder durchziehen die Wälder, wo sie der Wuth unserer Glaubensfeinde ausgesetzt sind. Wenn sie auf ihren weiten Wegen auch Nahrung finden, dann fehlt es ihnen an Kleidung; Pipin möge ihnen zu Hilfe eilen, und Gott wird seinen Edelmuth belohnen. Es sind Arbeiter, welche die Last des Tages und die Hitze der Sonne ertragen; der König wird sie nicht verlassen; ich empfehle sie seiner christlichen Liebe, sie werden im Himmel für ihn beten."

Der Papst Stephan bestätigte die Ernennung Lullus', und der heilige Bonifacius, nachdem er die Angelegenheiten seiner Kirche geordnet hatte, kehrte, noch einmal ganz sorgenfrei, zu seiner frühe-

ren Lebensweise zurück. Sein glühender Eifer für die Sache des Heilands und unserer heiligen Religion, seine nimmer ruhende Liebe für die Bekehrung und das Glück seiner heidnischen Mitmenschen, waren troz dem hohen Alter, in welchem sich der Heilige jezt befand, noch immer dieselben geblieben: er unterrichtet, predigt, tauft wie vor dreißig Jahren; für ihn gibt es keine Ruhe, so lange er der ewigen Wahrheit noch Bekenner zuführen kann.

Begleitet von vielen seiner treuen Schüler besuchte er nun die entlegenen Küsten von Friesland, um hier, wo er schon früher gearbeitet hatte, das Licht des Glaubens vollends zu verbreiten. Zahlreiche Bekehrungen heiligten jeden Tag, und in kurzer Zeit hatten fünfhundert Kinder und Erwachsene die Taufe empfangen. Diesen Neubekehrten zur Stärkung und Befestigung im Glauben das Sakrament der heiligen Firmung zu ertheilen, wählte der Heilige den Tag vor dem Pfingstfeste und beschloß, da eine Kirche ihre große Anzahl nicht zu gleicher Zeit aufnehmen konnte, die heilige Handlung im Freien vorzunehmen. Er bestimmte zu diesem Ende eine weite Ebene, welche sich in der Nähe von Dokkum, ungefähr sechs Stunden von Liewarden im Nordosten von Westfriesland ausdehnt. Hier wurden gemäß seinen Anordnungen Zelte errichtet, in welchen die neuen Christen die Nacht über im Gebete verharrten. Auf einem Hügel stand die Hütte des Heiligen, wo er von den Mühen des Tages an der Seite seiner treuen Gefährten ausruhte.



I. Bdchn. Zu S. 125.

Unter den Letzten nennen wir besonders Ratgairus, seinen vielgeliebten Schüler, welcher mit ihm aus England herüber gekommen war, und ihn seitdem nicht wieder verlassen hatte.

Mit Tages Anbruch erheben sich die Christen, kommen aus ihren Zelten und versammeln sich unter Lobgesängen, zu welchen der heilige Bonifacius Worte und Musik gedichtet hatte, auf der mit Blumen geschmückten Wiese. Bald sieht man auch den heiligen Bischof selbst. Gebeugt von der Last der Jahre, stützt er sich auf die Arme zweier Priester und steigt so herab zu der versammelten Menge, welche bei seinem Anblick den Lobgesang zum heiligen Geist anhebt. Nur zu bald aber werden die feierlichen Klänge heiliger Freude von dem Schrei des Entsetzens unterbrochen: man hört im benachbarten Walde das Gebrüll der Heiden und das Geklirre ihrer Beile; sie stürzen hervor. In diesem Augenblicke des Schreckens fallen Bischöfe, Priester, Diaconen und Mönche vor dem Apostel nieder und verlangen für seine Rettung zu sterben. „Nein, nein," sagt der Heilige, „keiner von euch suche mich zu vertheidigen; denn man soll das Gute nicht mit dem Bösen vergelten; sie aber bringen mir das ewige Leben." Und als er an seiner Seite Gregor, den bekehrten Schüler, Ratgairus, seinen alten Freund, und viele Priester, seine getreuen Gefährten erblickt, lächelt er und spricht zu ihnen: „Muth! Fürchtet nicht die, welche den Körper tödten; die Himmel öffnen sich und Gott ruft uns in seine Herrlichkeit."

So geht die heilige Familie, angeführt von ihrem Vater, singend dem Märtyrerthume entgegen. Der heilige Bonifacius fällt zuerst unter dem Beile der Heiden, Gregor stirbt mit fünfzig andern Christen an seiner Seite, nur Ratgairus wurde auf eine fast wunderbare Weise gerettet.

Nach diesem Blutbade plündern die Ungläubigen die Hütten der heiligen Apostel, finden aber statt der erwarteten Schätze nur Bücher und Reliquien, welche sie in die Sümpfe und Moräste werfen.

Man hat seitdem einen Theil der Reliquien und drei der Bücher gefunden, welche in der Abtei zu Fulda aufbewahrt werden. Das erste dieser Bücher ist eine Abschrift der Evangelien von der Hand des Heiligen, das zweite eine Harmonie des Neuen Testamentes und das dritte enthält den Brief des heiligen Leo an Theodosius, Bischof von Frejus, dann die Rede des heiligen Ambrosius über den heiligen Geist.

Der Körper des heiligen Bonifacius wurde zuerst nach Utrecht, dann nach Mainz und endlich durch den heiligen Lullus in das Kloster zu Fulda gebracht, wo er noch als eine der kostbarsten Reliquien aufbewahrt und verehrt wird.

Der fromme und erhabene Sinn des Königs Ludwig von Bayern setzte in unsern Tagen dem großen Apostel der Deutschen ein würdiges Denkmal. Zu Ehren des Heiligen ward von ihm in München eine Basilika erbaut und mit prächtigen Wandgemälden

geschmückt, welche die Hauptbegebenheiten aus dem Leben des Apostels verewigen.

Wir kennen noch die Fragen, welche der heil. Bonifacius an die Täuflinge stellte, und theilen sie hier mit, um zugleich zu zeigen, wie sehr die deutsche Sprache, wie sie damals üblich war, von jener verschieden ist, die wir heut zu Tage sprechen.

Frage. Forsachistu Diabolä? (Widersagst du dem Teufel?)

Antwort. Ec vorsacho Diabolä. (Ich widersage dem Teufel.)

Frage. End allum Diabol-Gelde? (Und aller Teufelsgesellschaft?)

Antwort. End ec forsacho allum Diabol-Gelde. (Und ich widersage aller Teufelsgesellschaft.)

Frage. Und allum Diaboln-Werkum? (Und allen Teufelswerken?)

Antwort. End ec forsache allum Diaboles-Werkum end Wortum. Thunaer ende Woden end Sarn Ote ende allum them Unholdum, the hira Genotas sind. (Und ich widersage allen Teufelswerken und Worten, dem Thor und Wodan und Saren Odin, und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.)

Frage. Gelobistu in Got almächtigen Fadeer? (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater?)

Antwort. Ec gelobe in Got den almächtigen Fadeer. (Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater.)

Frage. Gelobistu in Christ Godes-Suno? (Glaubst du an Christus, Gottes Sohn?)

Antwort. Ec gelobe in Christ Godes=Suno. (Ich glaube an Christus, Gottes Sohn.)

Frage. Gelobistu in halogan Gast? (Glaubst du an den heiligen Geist?)

Antwort. Ec gelobe in halogan Gast. (Ich glaube an den heiligen Geist.)

Ein Vater Unser aus jener Zeit lautet:

Fater unser thu in himilom bist. giuuihit si namo thin. quae-me richi thin. uuerdhe uuilleo thin. samo so in himile endi in erthu. Broot unseraz emezzigaz gib uns hiutu. endi farlaz uns sculdhi unsero. sama so uuir sarlazzem scolom unserem. endi ni gileidi unsi in costunga. auh arlosi unsih fona ubile.

Und ein anderes:

Fater unseer thu pist inhimile uuihi namun dinan qhemerihhi din uuerde uuillo diin so inhimile sosa inerdu. prooth unseer emezhic kipuns hiutu oblaz uns sculdi unseero souuir oblazem uns sculdikem enti ni unsih firleiti inkhorunka uzzerlosi unsih fona ubile.

Um die Zeit, wo der heilige Bonifacius den Martyrertod erlitt, finden wir das Christenthum in allen zum Königreich Bayern gehörigen Ländern verbreitet und befestigt. Die genannten Bischofssitze bilden die kirchlichen Mittelpunkte, die vielen Klöster, nach der Ordnung des heiligen Benedict eingerichtet und mit gleichem Eifer für die Cultur des Bodens, wie für die Pflege des Geistes besorgt, dienen der

weiteren Begründung und Ausbreitung zu festerem Anhalte.

Die kirchlichen Einrichtungen dieser Zeit sind sehr einfach. Der König oder der Herzog war der Beschützer und höchste Schirmvogt der Kirche, er berief und leitete die von Bonifacius aus Auftrag des Papstes wieder geweckten Concilien, welche für die Bischöfe in den einzelnen Ländern die Vereinigungspunkte bildeten, da, wenigstens für Bayern, noch kein Metropolitan bestellt war. Die Bischöfe führten die Aufsicht über ihre ganze Diöcese, besonders über den ganzen Klerus, der nur nach ihrer Vorschrift die ihm anvertrauten Aemter verwalten konnte, und pflegten darum jährlich der Visitation halber ihre Sprengel zu bereisen.

Sie hatten die geistliche Gerichtsbarkeit und die Oberaufsicht und Verwaltung der Kirchengüter und die Sorge für die Schulen. Ihre Person war besonders geheiligt; wer einen Bischof tödtete, hatte nach bayerischem Rechte soviel Geld zu erlegen, als die Tunika wog, die nach dem Körper desselben von Blei gemacht ward; nach alemannischem Rechte traf ihn der Tod. Gewählt sollte der Bischof werden vom Klerus und vom Volk, bestätigt vom Könige oder Herzog; aber häufig nahmen diese selbst die Wahl vor oder empfahlen den, der ihnen gefiel, der Gemeinde zur Wahl. Jede Diöcese, ihrem Ursprunge nach nichts weiter als eine einzelne Gemeinde, wurde, wenn bei Verbreitung des Christenthums neue Gemeinden hinzukamen, in kleinere Distrikte,

Parochien, getheilt, und diese unter die Aufsicht einzelner Presbyter gestellt, deren Obliegenheit die Unterweisung des Volkes, Gebet und die Spendung der heiligen Sakramente ausmachte. Außer den ihnen anvertrauten Kirchen gab es auch noch viele kleinere oder Hauskapellen einzelner reicher Laien, welche das Volk gegen eine kleine Gabe an dem Gottesdienste in denselben Theil nehmen ließen und sie oft mit oder ohne Vorbehalt des Patronatsrechts oder gegen eine Entschädigung an die Diöcesankirche schenkten. Die Kleriker, durch den Empfang der niedern und höheren Weihen nach verschiedenen Graden abgetheilt, wornach sich auch die Größe des Wergeldes richtete, hatten bei Streitigkeiten unter einander die Entscheidung nur bei ihrem Bischofe zu suchen, der diese, wie auch in allen Rechtsverhältnissen, bei welchen Pflichten der Religion oder des Gewissens in Betracht kamen, entweder selbst gab, oder durch seinen Stellvertreter, den Archidiakon, ertheilen ließ.

Die Einkünfte der Kirche bestanden 1) in Erträgnissen der Grundstücke derselben; 2) in freiwilligen Gaben, welche besonders an Klöster, deren Bewohner wegen ihres strengen Lebens und ihrer wohlthätigen Wirksamkeit mit großer Achtung behandelt wurden, sehr reichlich flossen, wie die Traditionsurkunden beweisen; 3) in Zehenten, und 4) in Bußen für Frevel an den Dienern und dem Gute der Kirche. Sie wurden, außer zur Unterstützung der Kranken und Armen, nach drei gleichen

Theilen zum Lebensunterhalt des Bischofs und der Geistlichkeit und zur Unterhaltung der Kirchen verwendet. Die Besitzungen an Ländereien, welche die einzelnen Diöcesen durch die Freigebigkeit des Königs, des Herzogs und der Großen erwarben, hatten für die Vorsteher derselben bald die Folge daß sie nun auch dem Könige oder Herzoge den Hudigungseid leisten mußten und neben dem weltlichen Adel um so mehr zu den Gefolgsgefährten derselben gerechnet wurden, als sie ihrer höheren Intelligenz wegen ihnen unentbehrlich waren. Sie wurden nun auch zu den Reichstagen berufen und begannen eine vollständige Reichsstandschaft zu bilden.

Achtes Kapitel.

Im neunten und zehnten Jahrhundert.

Die Besitzungen der Kirche hatten sich unter den Karolingern bedeutend erweitert, waren durch königliche Privilegien den allgemeinen Verpflichtungen, die auf dem übrigen Staatsgute hafteten, theilweise entzogen und bildeten dadurch, gesondert von dem zum Gau gehörigen Lande, gefreite Bezirke, in welchen die Inhaber ausgedehnte Rechte gerichtlicher und finanzieller Natur auszuüben hatten. Sprechen wir zuerst von den Ursachen des Besitzerwerbs.

Durch kluge Einrichtungen war dafür gesorgt, daß der Besitzstand der Kirche nur vermehrt, zu keiner Zeit aber, außer durch rohe Gewalt, ver-

mindert werden konnte; das einmal Erworbene ward aber überall nach gleichen Grundsätzen, wie die Zwecke der Kirche und die Verhältnisse der Zeit sie vorschrieben, verwaltet und zusammen gehalten. Die größten Schenkungen flossen der Kirche durch die Könige zu, mochten nun Frömmigkeit sie dazu bewegen oder kluge Berechnung, mochten sie aus eigenem Antriebe derselben oder für geleistete oder gehoffte Dienste der Vorsteher geschehen. Eine Folge dieser bedeutenden Verringerung des Krongutes war das feindselige Verhältniß, worin die Hüter desselben zu einzelnen, gar zu thätigen Kirchenhäuptern traten. Mit ihnen wetteiferten sowohl durch Vermächtnisse als auch durch Verfügungen unter Lebenden die Privatpersonen; vor allen zeigten sich die Neubekehrten für die Wohlthaten des Christenthums durch reichliche Schenkungen dankbar. Die hierüber ausgestellten Urkunden geben über die verschiedenen Beweggründe Aufschluß. Manche übergaben auch der Kirche das Ihrige, um in jener unruhigen Zeit des Schutzes derselben theilhaftig zu werden. Dahin gehört die Einrichtung der Precarien, die darin bestand, daß den Stiftenden der Genuß der Schenkung und wohl auch noch anderer Güter für ihre Lebenszeit zugestanden wurde. Eine weitere Quelle bildeten die Besitzungen des Klerus. Wie die niedere Geistlichkeit über das vor dem Eintritte in den geistlichen Stand erworbene Vermögen frei verfügen konnte, das Gegentheil sogar als Mißbrauch gerügt ward, so brachte es bald die Gewohnheit mit sich,

daß die Bischöfe ihr Eigenthum der Kirche zuwandten, so wie auch alle Geschenke an sie oder ihre Untergebenen als der Kirche gemacht angesehen wurden.

Der Grundbesitz der Kirchen war, wenn die eigenen Leute derselben zur Bebauung nicht hinreichten, gegen eine Abgabe in Benutzung gegeben sowohl an freie Männer, noch häufiger aber an Unfreie. Letztere waren entweder auf den Grundstücken angesessen (casati, Köther, Kothsassen) und leisteten eine in den Gesetzen genau bestimmte Abgabe in Naturalien oder Geld, oder sie wohnten auf den Herrenhöfen selbst und ihr Werth richtete sich nach ihrer Geschicklichkeit. Der Grundbesitz bildete nebst den Zehenten, die auch von den Gütern und Einkünften der Krone entrichtet wurden, die Haupteinkommensquelle der Kirchen; zu ihm kamen noch besondere aus Schenkungen herrührende, wie Jagd, Fischerei, auch schon Ueberweisung von Salz- und Zollgefällen. Verwendet wurden die Einnahmen nach römischem Herkommen zu gleichen Theilen zum Unterhalt des Bischofs und seiner Umgebung, des Klerus und der Fabrica ecclesia, welche dem Namen und Wesen nach noch heute in der Pfalz und dem Rhein entlang besteht. Nebstdem hafteten auf denselben, außer daß davon gleichfalls öffentliche Anstalten, das Unterrichtswesen, die Armen- und Krankenpflege, der Bau der Kirchen bestritten wurden, besondere Verbindlichkeiten und Lasten, wie Lieferung eines Beitrags zu den Staats-, nament-

lich Kriegsbedürfnissen, die Verpflichtung, dem Könige mit seinem Gefolge auf ihren Reisen Quartier zu geben (das Recht des freien Einlagers), was häufig zu willkürlichem Druck Veranlassung gab. Durch Karl den Großen wurde die Dienstpflicht ohne Ausnahme vom Grundbesitz abhängig gemacht. Galt dieß für die Hintersassen der Stifter, so traf die Prälaten als Inhaber von Beneficien die Verpflichtung des persönlichen Waffendienstes, wozu ohnedem der kriegerische Sinn jener Zeit sie hinzog. Der Beispiele von Bischöfen als Anführer von Heeren finden sich genug. Karl der Große suchte dieß zu hindern, später machte es sich um so mehr geltend. Befreiungen vom Kriegsdienste besonders für die Klöster ertheilte erst Ludwig der Fromme. Er theilte zu dem Ende dieselben in drei Klassen: einige müssen Tribut und Herrendienste leisten, wie Monsee und Tegernsee; die zweiten zahlen nur Tribut, dahin gehören Fulda, Schwarzach, Feuchtwangen, Hasenried, Kempten, Altomünster, Altaich, Kremsmünster, Matsee und Benediktbeuern; die dritten haben nur Gebete darzubringen, unter diesen werden Klingenmünster, Schlüchtern, Metten, Schönau, Moseburg und Wessobrun genannt.

Bei Rechtsstreitigkeiten, wie sie großes Besitzthum von selbst mit sich brachte, ging das Bestreben der Könige, besonders Karl's des Großen, dahin, die niedere weltliche Gerichtsbarkeit über Geistliche möglichst auszuschließen. In Civilsachen unter einander hatten die Kleriker einen geistlichen Richter

zu wählen; in Rechtsstreiten zwischen Geistlichen und Laien und in Criminalsachen trat eine gemischte Commission ein, die aber nur im Einverständnisse mit dem Bischofe verfahren konnte. In letzter Instanz entschied das Gericht des Königs. Uebrigens änderte die geistliche Würde nichts an dem freien oder unfreien Stande ihrer Träger; nach dem letztern und nach den höhern und niedern kirchlichen Graden richtete sich bei Verbrechen gegen dieselben die Buße in fortwährender Anwendung des Grundsatzes, daß jedes Vergehen gegen die Kirche und ihre Diener mit dreifach erhöhter Buße geahndet werden solle.

Die Besetzung der bischöflichen Sitze ging unter Karl dem Großen ausschließlich von diesem aus; erst Ludwig der Fromme ertheilte 817 die Erlaubniß zur Wahl durch die Capitel. Neben den Bischöfen finden wir nach Art der spätern Weihbischöfe zur Aushilfe bei geistlichen Amtsverrichtungen der Chorbischöfe erwähnt, die bald darauf wieder verschwinden; wichtiger blieb das Amt der Archidiacone, die in der Disciplin und Rechtspflege über den Klerus und oft in der ganzen Verwaltung die Stelle des häufig abwesenden Bischofs vertraten, während zur Wahrung der Rechte, wozu der Güterbesitz von selbst Veranlassung gab, für die größeren, wie kleineren Stifte Vögte aufgestellt waren, die dann oft, ihre Stellung mißbrauchend, sich in die Verwaltung einmischten und aus Beschützern zu Bedrückern der Stifter wurden. Ueber kleinere Pfarr-

und Dorfkirchen, die von Privatpersonen erbaut waren, konnten diese nach Belieben verfügen, wenn nur die Erhaltung des Gebäudes und des Cultus darin gesichert blieb; in Betreff der Anstellung der Geistlichen dafür, die zu Mißverständnissen Veranlassung gab, blieb ihnen die Präsentation, während der Bischof mit der Ordination das Amt ertheilte, so wie in Betreff des Einkommens allmälich eine gesetzliche Theilung eintrat.

Sehr früh sehen wir die Bischöfe an Staatsgeschäften betheiligt; schon im Prolog des alemannischen Gesetzes wird der Mitwirkung von dreiunddreißig Bischöfen, ihrer Theilnahme an einem Reichstage zuerst 614 gedacht; später verwalten sie mit einem Großen weltlichen Standes regelmäßig das Amt der königlichen Sendboten, und zur Uebernahme von Gesandtschaften erschienen sie als die tauglichsten Personen. Ihre Theilnahme an den Geschäften des Staates erklärt sich daher, daß sie von Anfang an zum Gefolge des Königs, woraus dieser seinen Staatsrath wählte, gehörend, allein im Besitze der Intelligenz, von bedeutendem Einflusse auf's Volk sowohl durch ihren Stand, als großen Grundbesitz, im Kampfe früher gegen die alte Demokratie und das damit zusammenhängende nationale Heidenthum, später gegen die Umgriffe der mächtigen Aristokratie dasselbe Interesse verfolgten wie die Könige, diesen daher bei Ausbildung der neuen Verhältnisse als ein unentbehrliches Element erscheinen mußten. Ihr Erscheinen als Reichsstände leitet sich von dem

Einflusse her, welchen die Könige und Landesherzoge von früh an auf die geistlichen Synoden der Bischöfe ausübten, indem sie diese nur als Versammlungen ihres Landes behandelten, sie beriefen, die Gegenstände der Berathung bestimmten, die Beschlüsse sanktionirten, dann sie mit denen der weltlichen Vasallen zu gemeinsamer Berathung vereinigten. Anfänglich waren es die Bischöfe allein, die auf diesen gemischten Versammlungen erschienen, seit 771 finden sich auch die Aebte anwesend; seit 811 traf Karl der Große die Einrichtung, daß die geistlichen und weltlichen Mitglieder, je nach Art der Geschäfte, gesondert nach Curien oder Bänken beriethen, und 813 auf dem Reichstage zu Mainz findet man die Gesammtheit der Anwesenden in drei Klassen: Bischöfe, Aebte und weltliche Große, getheilt und die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Salzburg bereits an der Spitze der Geschäfte, wie auf den Reichstagen des spätern Mittelalters.

Fassen wir jetzt die merkwürdigeren Erscheinungen in den Bisthümern auf bayerischem Boden näher ins Auge. Wie Franken und Schwaben einer größeren Kirchenprovinz angehörten, hatte auch Bayern seit 798 eine Metropolitan-Verfassung erhalten; dort stand Mainz, hier Salzburg an der Spitze der Bisthümer.

Der Primas der Kirche zu Mainz war der angesehenste im ostfränkischen Reiche, sein Sprengel der größte; zu seinen Suffraganen gehörten im neunten Jahrhundert je vier Bischöfe im obern, mitt-

leren und untern Deutschland; die der schwäbischen Kirchen zu Augsburg, Straßburg, Constanz und Chur, die der fränkischen zu Worms, Speier, Würzburg und Eichstätt, und die der sächsischen zu Paderborn, Hildesheim, Verden und Halberstadt. Der Nachfolger des heiligen Bonifacius war der Schüler und Landsmann desselben, Lullus, vom Jahre 754 bis 786, der mit Ernst auf dem von jenem angebahnten Wege der kirchlichen Ordnung fortschritt und in Folge hievon einen langen Streit mit dem Abte Sturmi wegen des bischöflichen Aufsichtsrechtes über das Kloster Fulda führt, in welchem er, obgleich anfänglich vom Könige Pipin unterstützt, zuletzt nachzugeben gezwungen wurde. Unter seinen Nachfolgern befinden sich zwei einflußreiche, nach verschiedenen Richtungen wirkende Persönlichkeiten; der eine ist Rhabanus Maurus, Erzbischof 847—856, ein wahrer Vater der Gelehrsamkeit seiner Zeit, die er in ein wissenschaftliches System zu bringen suchte, das Jahrhunderte lang die Grundlage für den Unterricht bildete, erst Lehrer, dann Abt zu Fulda, und als Metropolitan mehr der Förderung des sittlichen Lebens seiner Unterthanen zugewendet; der zweite ist Hatto, Erzbischof 891 bis 913, ein Mann von hohem Geiste, der unter Arnulf und Ludwig dem Kind die Angelegenheiten des deutschen Reiches leitete, durch sein kräftiges Einschreiten gegen die Großen den Haß dieser und des zu ihnen stehenden Volkes erregte. Schon bald nach seinem Tode finden sich die Mährchen über

seine Handlungen und seinen Untergang in den Schriftstellern.

In der Mainzer-Diöcese wurden während dieser Zeit folgende Klöster errichtet, die entweder selbst oder deren größere Besitzungen innerhalb des Gebietes unseres Königreiches lagen: Lorsch oder Lauresheim, in Anwesenheit Karls des Großen 774 eingeweiht, das mit Unrecht (statt St. Goar) gewöhnlich als letzter Aufenthaltsort des Herzogs Tassilo genannt wird; Disibodenberg beim Einfluß der Glan in die Nahe, Remigiberg an der Glan mit Cusel, Seligenstadt am Main, von Einhard, dem Gemahl der angeblichen Kaiserstochter um 815 gestiftet, und Aschaffenburg, das als Colonie des Klosters Honau schon um 721 gegründet seyn soll, dessen Kloster aber erst in den Anfang des zehnten Jahrhunderts fällt. Das berühmteste war aber Fulda, das schon von Pipin reichlich dotirt, von Karl dem Großen noch Holzkirchen und Hammelburg erhielt, der Vergabungen von Privaten nicht zu gedenken. Es führte einen günstigen Kampf, wie früher gegen das Mainzer, so später gegen das Würzburger bischöfliche Oberaufsichtsrecht, zeichnete sich durch Kunst und Wissenschaft schon in der Karolingischen Zeit unter seinen Aebten Ratgerius und Rhabanus Maurus sehr aus und gehörte mit Hersfeld, Lorsch und Weißenburg zu den sogenannten vier kaiserlichen, nach Andern mit Kempten (nebst Weißenburg und Marbach im Elsaß) zu den herzoglichen Klöstern, deren Aebte auf

herzogliche Würde Anspruch hatten; der Vorsteher von Fulda galt als der Primas unter den Aebten des gesammten fränkischen Reiches.

Die Reihe der Speyerischen Bischöfe während dieser Zeit ist unsicher; im öffentlichen Leben auffallende Männer werden unter ihnen nicht genannt, sie scheinen der stilleren geistlichen Wirksamkeit allein sich gewidmet zu haben. Von den klösterlichen Stiftungen dieses Sprengels, deren Gründung mit Unrecht gewöhnlich auf König Dagobert zurückgeführt wird, sind Weißenburg, jetzt im französischen Elsaß, und Blidenfeld oder Klingenmünster unterhalb des Schlosses Landeck die bedeutendsten.

Mehr treten die Bischöfe von Würzburg hervor, die überhaupt durch die Lage ihres Stiftes in alle Schicksale Deutschlands verflochten erscheinen. Nach des ersten Bischofs Burkhards Tode 754 werden besonders Arno und Rudolf unter seinen Nachfolgern viel genannt, jener als Anführer der fränkischen Heere gegen die Normanen, Böhmen und Mähren, die ihn im Jahre 892 erschlugen, und als sorglicher Vorstand seines Stiftes, für das er vom König Arnulf alle Privilegien bestätigen ließ; dieser der Oheim König Konrad's I. als Urheber der Streitigkeiten mit dem Markgrafen Adelbert von Babenberg. Kostbare Stiftungen schmückten von früh an den würzburgischen Sprengel; in der Stadt: die Marienkirche auf dem Schloßberg, die älteste des Frankenlandes, St. Kiliansmünster oder die Sal-

vatorkirche, bis zur Mitte des neunten Jahrhunderts die Kathedrale, das Andreaskloster, nach dem zehnten Jahrhundert das St. Burkhardsstift genannt, mit ausgezeichneter Schule; in der Diöcese: Magingaudshausen, Mattenzelle und Schwarzach, alle drei von der Grafenfamilie des zweiten Bischofs von Megingoz gestiftet, letzteres, ehe es Mönchskloster wurde, mit Aebtissinen aus der Karolingischen Familie; Neustadt am Maine, die Stiftung desselben Megingoz, die Klöster zu Kitzingen, Ochsenfurt und Bischofsheim an der Tauber, ferner Karleburg gegenüber von Karlstadt, Ansbach, gegründet durch einen angeblichen Bischof Gumbert, sicher vor 837; Amorbach im Odenwalde, der Tradition nach die Stiftung eines Grafen Rudhard von Frankenberg und des heiligen Pirmin, Murhardt am Kocher, Schlüchtern an der Kinzig und Milz zwischen Werra und Saale.

Eichstätt, das fränkische Bisthum an der Grenze Bayerns, hatte nach des heil. Willibald Tode nach 786 mehrere Vorsteher, von deren bischöflicher Wirksamkeit wenig bekannt ist; auch die Stiftungen erreichten nicht den Ruf des oben genannten Nachbarsprengels; es sind in dieser Periode Heidenheim, gegründet von Wunnebald, dem Bruder Willibald's und seiner Schwester, der heiligen Walburga; Solenhofen an der Altmühl, von Sola, einem brittischen Missionär nach Bonifacius gegründet; Hasenried, auch an der Altmühl, noch im achten Jahrhundert angeblich von einem Abt Deokar ge-

stiftet und unter Bischof Erchanbald (vor 903) in ein Collegiatstift verwandelt, wodurch der Name allmählig in Herrenried (später Herrieden) überging; Wilzburg auf einem Berge neben der Stadt Weißenburg, Gunzenhausen und Monheim.

Das Bisthum Augsburg erstreckt sich über zwei Stämme, den schwäbischen und bayerischen, eine Erscheinung, die sich aus der früheren Geschichte der Stadt erklärt, indem sie, noch ehe für die beiden Stämme der Lech die Gränze wurde, bereits in der römischen Zeit ein Bisthumssitz war. Nur um die Mitte des achten Jahrhunderts, in Folge der Kriege der Franken gegen die Bayern (742), ward der Theil östlich des Lechs davon getrennt und für diesen ein bayerisches Bisthum zu Neuburg an der Donau errichtet, wo als Bischöfe Wiggo oder Wigbert, vielleicht derselbe, der bis dahin Bischof von Augsburg gewesen war, Manno und Hildegart genannt werden. Unter dem Bischof Sindbert oder Simbert wurden, nachdem das Herzogthum Bayern durch Karl den Großen völlig mit der fränkischen Monarchie vereinigt worden war, der Grund also wegfiel, der die frühere Trennung veranlaßt haben mochte, beide Theile wieder miteinander verbunden; mit ihm beginnt auch erst eine historisch sichere Bischofsreihe. In dieser ist Adalbero oder Adalbert, von 887 — 909 bei weitem der hervorragendste. Er hatte bei König Arnulf, den er bei allen Hoflagern in den wichtigsten Reichsgeschäften berieth, großen Einfluß, wurde der Erzieher

seines Sohnes, Ludwigs des Kindes, unter dem er an den Reichsangelegenheiten fortwährend den größten Antheil nahm, und die Dankbarkeit des Königs verlieh auf seinen Rath manche Vergabungen.

Auch in diesem Sprengel finden sich früh bedeutende Klosterstiftungen; die im bayerischen Theile werden durch eine spätere Nachricht auf eine einzige Familie zurückgeführt, die wahrscheinlich den Huosiern oder dem Agilolfingischen Geschlechte angehörte.*) Dahin zählt Benedictbeuern, Wessobrun, von Tassilo erneuert, Sieverstadt und Sandau, die früh zerstört wurden, und die Frauenklöster Polling, Staffelsee, worüber uns ein Visitationsbericht vom Jahre 812, der uns eine Einsicht in den Besitzstand dieser Anstalten in jener Zeit gewährt, erhalten ist, und Kochelsee; Kloster Thierhaupten soll ebenfalls Tassilo gegründet haben. Auf dem linken Ufer des Lechs liegen St. Mangs Kloster Füßen, im Allgäu Ottobeuern, Ellwangen und Feuchtwangen, dessen Gründung die Sage auf Karl den Großen zurückleitet. Seine Gemahlin Hildegarde nahm das Kloster Kempten in ihren besondern Schutz, das übrigens zum Constanzer Sprengel gehörte.

Wir gehen zur eigentlichen bojoarischen Kirchenprovinz über, an deren Spitze Salzburg stand.

Salzburg wurde im Jahre 798 zur Metropole erhoben unter Arno, der von 785 — 821 sowohl

*) Wir haben seiner Zeit bereits davon Erwähnung gethan.

unter Tassilo als noch mehr unter Karl dem Großen mit den wichtigsten Staatsgeschäften betraut wurde, sich um die Bekehrung des Slavenlandes hoch verdient machte und dort seinem Sprengel große Besitzungen erwarb. Unter seinen Nachfolgern finden wir den Theotemar 874 — 907, von großem Einflusse bei Arnulph und Ludwig; er fiel mit Herzog Luitpold in der Ungarschlacht bei Preßburg. Zu den salzburgischen Stiftern innerhalb Bayerns gehören Chiemsee (Au und Frauenwörth auf einer Insel des gleichnamigen Sees) und Oetting, jene von Tassilo gegründet, dieses von ihm reichlich begabt.

Die Erhebung Salzburgs zur erzbischöflichen Würde rief im Anfange des neunten Jahrhunderts einen heftigen, jedoch erfolglosen Streit mit Passau hervor, welches als Fortsetzung des ältern Bisthums von Lorch größere Ansprüche auf jene Würde zu haben glaubte. Die Metropolitanwürde des Bisthums Lorch, das im Jahre 738 durch den Bischof Vivilo nach dem sicherern Passau verlegt wurde, kann übrigens nicht erwiesen werden; der Streit hatte aber die Folge, daß nun auch von Passau aus die Bekehrung der Avaren und Slaven um so eifriger betrieben wurde und die Errichtung von vier Bisthümern in den Ländern derselben, unter ihnen Faviana (Wien) nach sich zog. Zu den Klosterstiftungen dieses Sprengels gehören außer der Kathedrale zu St. Stephan: Niedernburg am rechten Ufer der Donau, Pfaffenmünster, Altaich am linken Do-

nauufer (zwei Klöster Ober- und Nieder-Altaich, jenes dem Regensburger, dieses dem Passauer Sprengel angehörend) eine Colonie der alemannischen Reichenau Osterhofen, abwärts vom rechten Donauufer. *) Die Gründung aller dieser Klöster wird auf Herzog Odilo zurückgeführt. Dazu kommen außerhalb des jetzigen Bayerns Monsee, am gleichnamigen See gelegen, Mattsee, westlich davon, Kremsmünster, unweit des Flüßchens Gremsa, das bedeutendste Kloster des Sprengels, das noch jetzt ein werthvolles Andenken seines herzoglichen Stifters aufbewahrt, einen silbernen Becher mit dem Bilde Tassilo's und der Liutberga, das einzige Kunstdenkmal aus der agilolfingischen Zeit; dann St. Hippolyt oder St. Pölten, sechs Meilen westlich von Wien, und St. Florian unweit des alten Lorch, nach Zerstörung durch die Avaren von Tassilo neu gegründet und noch jetzt blühend.

Von den Nachfolgern Erimbert's, des durch Bonifacius eingesetzten ersten Bischofs von Freising, hat besonders Aribo, 763—782, für die Hebung des Bisthums am meisten gewirkt; nicht wenig trug hierzu bei die durch ihn besorgte Uebertragung der Gebeine des heil Corbinian von Mais nach der Kathedrale zu St. Maria. Durch Abfassung der beiden Biographien Emeran's und Corbinian's hat er auch um die Geschichte Bayerns

---

*) Wir haben von ihnen bereits am gehörigen Orte Meldung gethan.

wesentliche Verdienste. Außer den klösterlichen Stiftungen in der Stadt: dem Dom St. Benedict und St. Andrä, nebst dem gegenüber liegenden Weihenstephan bemerken wir das Kloster Scharnitz, das wegen seiner zu rauhen Lage von Aribo mit dem Kloster Schlehdorf am Kochelsee, früher von den Stiftern Benedictbeuerns gegründet, vereinigt wurde; Tegernsee am See gleiches Namens, schön gelegen, von den Grafen Adalbert und Otgar, vielleicht agilolfingischen Geschlechts, zu Pipin's Zeit gegründet; Ilmmünster, Altomünster, Scheftlarn an der Isar, Schliersee am gleichnamigen See, Rot unweit des linken Innufers und ein Kloster an der Isar gelegen.

Es war eine alte Gewohnheit der Kirche zu Regensburg, daß die Vorsteher derselben zugleich Aebte des Klosters St. Emeran waren. Das heißt: die Aebte dieses Klosters, wo die Ruhestätte des Heiligen war, führten die bischöfliche Leitung des Sprengels, bis Bonifacius die kirchlichen Verhältnisse ordnete, und nach dieser Zeit hatten sie ihren Sitz im Kloster, wo sie zugleich Aebte waren; dieß dauerte bis auf die Zeit des Bischofs Wolfgang am Ende des zehnten Jahrhunderts. Bischof Sindbert, 755 — 791, erscheint bei dem Zerwürfniß zwischen Karl und dem Herzog Tassilo für deren Aussöhnung thätig und geleitete die zwölf zu stellenden Geißeln an des Königs Hoflager zu Kiersy; auch führte er einen prächtigen Bau der St. Emeranskirche aus. Das Kloster, das erste unter den

wenigen des Sprengels, erhielt am Ende des zehnten Jahrhunderts eigene Aebte und kämpfte von da an selbst für seine Unabhängigkeit. Außer diesem finden sich in der Stadt noch zwei Frauenstifter: Ober- und Niedermünster; dann am linken Ufer der Donau zwischen Ober- und Niederaltaich Metten, dessen Gründung auf Karl den Großen zurückgeführt wird, Weltenburg, die alte Römerstadt Valentia, oberhalb Regensburg am rechten Ufer der Donau herrlich gelegen, dessen Ursprung in ein hohes Alterthum hinaufgeht. Für ein Kloster Berch im Donaugau läßt sich die Lage nicht ermitteln.

Zu den bayerischen Bisthümern gehört noch Seben (später Brixen) in Tyrol, welches Bonifacius nicht zu seiner Organisation ziehen konnte, weil diese früher bayerischen Gegenden zu jener Zeit im Besitze der Longobarden waren und erst unter Herzog Tassilo im Jahre 765 von ihnen wieder abgetreten wurden. Die ältere Geschichte, die bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts hinaufgeht, ist sehr dunkel. Im Sprengel desselben war das Kloster Innichen im Pusterthale, eine Colonie von Scharnitz, für die Bekehrung der Slaven fortwährend thätig.

Standen solche Klöster mit ihren kühnen Missionären und ihrem schweren Berufe anfänglich mehr vereinzelt, so bildeten sie später zusammenhängende Punkte in dem großartigen System der Christianisirung, welches Karl der Große bei den Völkern im Osten seines Reiches von der Nordsee bis zu den

Küsten des adriatischen Meeres mit aller Entschiedenheit verfolgte und in welches die hier schon bestehenden oder neu gegründeten Bisthümer mit ihren Anstalten und den ihnen zu Gebote stehenden Kräften planmäßig eingreifen mußten.

Wie das Alles geworden sey, das hat vorstehende Darstellung vor Augen zu legen gesucht. Seit der Zülpicher Schlacht begann eine Entwicklung in Germanien, deren Verlauf alle deutschen Länder im Osten des Rheines zum christlichen Lichte führte. Die Franken waren bestimmt, nachdem Roms Herrschaft gefallen war, ein weites Reich unter den germanischen Stämmen zu gründen, das der Ausbreitung eines geistigen Reiches zur materiellen Unterlage dienen sollte. Und dieses große Frankenreich hat auf so lange unser eigentliches Deutschland umschlossen, bis in diesem die Keime der neugelegten Bildung erstarkt selbstständiger Wurzeln sich erfreuten. Und als dieß geschehen, als das große Frankenreich diesen Zweck im göttlichen Erziehungsplan erfüllt hatte, dann schieden die Stämme wieder; damit nicht die Universalmonarchie das selbstständige und eigenthümliche Leben, in dem allein die lebendige Kraft ist, ersticke und hemme. Dann trat Deutschland als selbstständiges Reich auf und als Erbe jener heiligen Krone, an die seit Karl dem Großen so ehrwürdige Erinnerungen geknüpft waren. Daß Deutschland, dieß geworden, hat es dem Christenthume zu verdanken, mit welchem Kultur und Gesittung zu dem bildungsfähigen Naturvolke kam und jeden guten

Keim desselben hob und veredelte. Und daß insbesondere unser Vaterland Bayern bald einer schönen Blüthe sich erfreuen konnte und mit Würde auftrat im germanischen Lande, das hat unser Vaterland jenen Verhältnissen und Zuständen, jenen Königen und Glaubensboten, jenen Stiftungen und Kirchen, jenen Gesetzen und Anordnungen zu danken, von denen gezeigt worden ist, daß sie die Keime der Christusreligion bei uns gepflanzt, gepflegt und gewahrt haben. Was die Menschen hiefür gewirkt und gethan, das ist in dieser Darstellung verzeichnet, was aber die unsichtbare Hand der Vorsehung wirkte, das vermag kein sterbliches Auge zu ergründen, nur das wissen wir: das menschliche Bemühen krönte der Segen von Oben.

Neuntes Kapitel.

Politische und gesellschaftliche Verhältnisse der Bojoarier in diesem Zeitraume.

Wir schließen unsere Darstellung mit der Beschreibung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie sich bis zu der Zeit, welche wir als den Endpunkt der Einführung und Verbreitung des Christenthums in Bayern annehmen zu dürfen glauben, herangebildet haben. Zu diesem Zwecke sind wir bemüßigt, bis auf die Quellen zurückzugehen, aus welchen die ersten Nachrichten über den gesellschaftlichen Zustand, über Sitten und Cha-

rakter der germanischen Völkerschaften zu schöpfen sind, weil ja der Abkunft unserer Vorältern zufolge das Bojoarische nur im Germanischen seine Begründung und Erklärung finden kann. Und daher wollen wir denn auch unsere Betrachtung mit einer der wichtigsten Quellen dieser Art, nämlich mit dem, was Tacitus von den Sitten der Deutschen sagt, beginnen und denselben selbstredend anführen.

Ich halte, sagt dieser berühmte römische Geschichtschreiber, die Germanen für ein ganz eigenthümliches, unvermischtes, nur sich selbst zu vergleichendes Volk. Ihre Leibesgestalt ist bei allen dieselbe: trotzige blaue Augen, hochgelbes Haar, mächtige Körper, stark für den ersten Angriff, doch ohne Ausdauer bei angestrengter Arbeit, am wenigsten bei Durst und Hitze. Ihren liebsten Reichthum finden sie in zahlreichen Viehheerden. Gold und Silber haben ihnen die Götter versagt. Nur die an den Grenzen wohnenden bedienen sich des Geldes; tiefer im Lande behelfen sie sich mit dem einfachen Austausche der Waaren. Auch an Eisen haben sie keinen Ueberfluß, wie aus dem kurzen und schmalen Beschlage ihrer Waffen zu entnehmen ist. Ihrer „framea“ und des Wurfspießes wissen sie sich übrigens mit vielem Geschicke in die Ferne sowohl, wie in die Nähe zu bedienen. Auf Prunk legen sie keinen Werth, doch zieren sie die Schilde mit erlesenen Farben. Mit Panzer und Helm sind nur wenige aus ihnen versehen. Ihre Pferde zeichnen sich weder durch Gestalt, noch Schnelligkeit aus, noch sind

sie auf römische Weise geschult. Ihre Hauptstärke liegt dann auch in dem Fußvolke, welches durch Behändigkeit dazu geschickt, zwischen die Reiter vertheilt wird. Sonst ist das Fußvolk in Schaaren von Hunderten (Centenen) geordnet, je nach der Eintheilung ihrer Wohnbezirke. Ja es liegt wohl in der Bildung des Heeres, nach Familien und Sippen, ein um so größerer Antrieb zum Kampfesmuthe, zumal da auch die Frauen mit den Kindern in der Nähe bleiben, so daß manch halbverlorenes Treffen durch den Zuspruch der Mütter und Gattinnen, durch den Blick auf die denselben drohenden Gefahren, zu einem glücklichen Ausgang gelangt. Ihre Schlachtordnung ist die keilförmige, die sie mit Sicherheit zu beugen verstehen. Die Leichen der Erschlagenen tragen sie selbst mitten aus dem Kampfgewühle hinweg. Das Schild zu verlieren halten sie für die größte Schmach. Ihre Könige, deren Gewalt weder eine unbeschränkte noch eine willkührliche ist, wählen sie aus dem Adel, ihre Heerführer aus den Tapfersten. Selbst bei dem Heere steht die Strafgewalt nur den Priestern und zwar aus Auftrag der Gottheit zu, welche sie den Kämpfenden stets nahe glauben, und auch Bildnisse und Symbole derselben mit in den Krieg führen. Als ihren vornehmsten Gott verehren sie den Merkur, dem sie an bestimmten Festen Menschenopfer darbringen, dann den Herkules und den Mars. Sie halten es aber der göttlichen Größe nicht angemessen, ihre Götter in Menschengestalt nachzubilden und in Tempel einzuschließen, sondern in dem heiligen Dunkel

von Hainen und Wäldern verehren sie das nur dem Gefühle erreichbare höchste Wesen. Zu der Deutung durch das Loos wählen sie den Zweig eines Fruchtbaumes und theilen ihn in kleine Stücke, denen bestimmte Zeichen eingeschnitten werden. Diese werden dann auf gut Glück in einen Schurz geworfen, aus welchem der die Gottheit befragende Priester gegen Himmel schauend drei dieser Stücke hervornimmt und aus der Zusammenstellung der darauf befindlichen Zeichen den Willen der Gottheit über die Frage deutet: ob ein Geschäft zu beginnen sey. Auch der Flug und die Stimme der Vögel wird von ihnen zu Rathe gezogen; nicht minder das Wiehern und Schnauben gewisser auserlesener weißer Pferde, welche in ihren heiligen Hainen gepflegt, von dem Priester an den geweihten Wagen gespannt, von dem Könige oder Fürsten des Volkes begleitet werden.

Ueber den Ausgang eines schweren Krieges suchen sie dadurch Licht zu bekommen, daß sie einen der Gefangenen aus dem Heere ihrer Feinde einen Zweikampf mit einem ihrer erlesensten Streiter bestehen lassen. Ueber geringere Dinge treten ihre Fürsten, über größere Alle in Berathung. Ihre Versammlungen werden in der Regel in der Zeit des wachsenden Mondes gehalten, wie sie denn überhaupt nicht nach Tagen, sondern nach Nächten zählen. Sind sie beisammen, so lassen sie sich gewaffnet nieder; der Priester gebietet Stille, und nun ergreift der König oder der Fürst, oder wer sonst durch Alter, Adel, Kriegsruhm, Beredsamkeit dazu

berufen ist, das Wort. Hat der Vortrag mißfallen, so wird er durch Murren zurückgewiesen, hat er aber Beifall gefunden, so wird er durch Waffengeklirr bestätigt. Auch die Anklage gegen Verbrecher wird bei diesen Versammlungen vorgebracht und die Art der Strafe nach dem Charakter des Verbrechens bestimmt. Verräther und Ueberläufer werden an Bäume geknüpft; feige Weichlinge im Sumpfe erstickt. Geringere Verbrechen werden an Vermögen gebüßt. In solchen Versammlungen werden auch jene Fürsten gewählt, die das Richteramt in den verschiedenen Bezirken auszuüben haben, was unter Beiziehung der Centene, welche zu berathen und zu beschließen hat, geschehen muß. Nur der Bewaffnete wird von ihnen fähig zum Handeln erachtet; die Waffen werden aber nur Jenen dargereicht, die das Volk für fähig hält, sie zu führen; ein solcher wird dann in öffentlicher Versammlung von dem Fürsten, oder von seinem Vater oder Vormunde mit Schild und Spieß geschmückt, und jetzt erst tritt er in das öffentliche Leben ein. Durch hohe Geburt, durch große Verdienste der Ahnen kann auch der Jüngling schon zur fürstlichen Würde gelangen. In der Regel schließt sich aber der wehrhaft Gemachte Männern an, die sich bereits als Kämpfer bewährt haben. Ja sie eifern um die Wette, ihrem Vorkämpfer recht nahe zu stehen, so wie auch die Fürsten einen gleichen Eifer zeigen und Ruhm darin finden, sich mit recht zahlreichem und streitbarem Gefolge zu umgeben, was ihnen daheim und

in der Fremde im Frieden zum Glanze, im Kriege zum Schutze gereicht. Der Herr des Gefolges würde es für schmählich halten, sich durch seine Kampfgenossen an Tapferkeit übertroffen zu sehen, eben für so schmählich die letztern, es ihm nicht gleich zu thun. Ein ewiger Schandfleck würde vollends auf jenem haften, der seinen Fürsten im Kampfe überlebend ohne ihn aus der Schlacht zurückkehrt. Denn für seinen Schutz zu fechten, die eigene Kraft für seinen Ruhm zu opfern, halten sie für die heiligste Pflicht. Genießt ein Volksstamm eines längeren Friedens, so pflegt der größte Theil seiner edlen Jugend einem andern Volke sich hinzuwenden, bei dem es etwas im Kriege zu thun gibt; denn sie hassen die Waffenstille. Sie halten es für reizender, das, was sie bedürfen, dem Feinde mit dem Schwerte, sey es auch unter blutender Wunde, als der Erde mit dem Pfluge abzugewinnen. Wenn sie gleichwohl durchaus keinen Krieg haben, so bringen sie ihre Zeit mit der Jagd, Schmausereien, Schlaf und Müßiggang herum, die Sorge für das Hauswesen Frauen, Greisen und Schwachen überlassend. Die Germanen wohnen nicht in Städten, ja sie scheuen überhaupt zusammenhängende Niederlassungen und leben lieber getrennt und zerstreut, je nachdem der Einzelne an einer Quelle, einer Flur, einem Haine besonders Gefallen findet. Ein solcher errichtet sich dann sein Haus inmitten eines geräumigen Hofes aus dem rohesten Baustoffe ohne Kalk und Ziegel und gräbt sich tiefe Behälter in die Erde zum Schutze

seiner Vorräthe während des Winters, und damit das Verborgene nicht so leicht dem Feinde zur Beute werde. In ein Stück Tuch gehüllt, das über der Schulter mit einer Spange befestigt wird, umlagern sie ohne weitere Bekleidung ganze Tage hindurch ihre Feuerstelle. Nur die Reichern bedienen sich fester anliegender Kleidungsstücke und des Pelzrockes, wobei die gemeine Wildhaut mit kostbaren Theilen seltener Thiere verziert wird. Ihre Frauen hüllen sich wohl auch in Linnen mit purpurnen Streifen, jedoch ohne Aermel. Wenn sie heirathen wird nur vom Manne die Mitgabe gebracht und ihr Werth von den Verwandten geprüft, wobei nicht auf Dinge, die nur zum Schmucke und reichlichem Genusse taugen, sondern besonders auf Waffen und Vieh gehalten wird. Waffen, welchen sie heiligende und eng verbindende Kräfte zuschreiben, werden überdieß auch von Seite der Braut dargebracht, zum Zeichen, daß es eine Vereinigung sey nicht bloß für die Genüsse des Friedens, sondern auch für die Gefahren und Wechselfälle des Krieges. Die Kinder wachsen nackt und mitten im Schmutze des Hauswesens zu den mächtigen Gestalten heran; auch werden sie nicht von den Knechten ausgeschieden, bis das reifere Alter dieses erheischt. Die Erbschaft des Vaters — Testamente haben sie nicht — fällt an seine Kinder, und in deren Ermanglung an seine Brüder oder den väterlichen und mütterlichen Oheim. — Jeder ist verpflichtet, die Feindschaften und Freundschaften seines Vaters und seiner Verwandten auf

sich zu nehmen. Jeder Streit ist aber versöhnbar, und selbst ein dabei erfolgter Todschlag kann durch eine bestimmte Gabe von Vieh an die Verwandten wieder verglichen werden. An Gastfreundschaft übertreffen die Germanen alle übrigen Völker. Jeder Fremdling wird von ihnen nach Maaß des Vermögens bewirthet, dann zu dem Nachbar geleitet, wo sie nun beide die gleichheitlich freundliche Aufnahme finden. Dem Scheidenden versagen sie nicht ein etwa erbetenes Geschenk, so wie sie denn überhaupt Geschenke lieben. Wenn sie nicht sehr frühe ihr Nachtlager verlassen, schreiten sie zum Bade und dann zur Mahlzeit an gesonderten Tischen. Dann geht es an die Geschäfte. Sie halten es nicht für schimpflich, zuweilen bis tief in die Nacht hinein zu zechen, wobei es dann freilich oft zu Händeln kommt, die mit Todtschlag oder Verwundungen enden. Auch Fragen über Krieg und Friede, über zu schließende Verbindungen, über Schlichtung von Zwisten werden meist beim Gastmahle besprochen, wo sie den Geist am offensten für einfache und am feurigsten für große Gedanken halten. Ohne Verstellung oder Hinterlist erschließen sie dann alles, was in ihrer Brust verborgen liegt. Ihr Getränke besteht aus einem zu weniger Gährung gebrachten Gebräude aus Gerste oder anderm Getreide; die Speise aus wildem Obst, frischem Wildpret, geronnener Milch, ohne viel Zubereitung oder Gewürz. Sie kennen nur eine Art öffentlicher Schauspiele, nämlich den Tanz der Jünglinge zwischen Schwertern und

Spießen, worin sie es durch Uebung zu großer Fertigkeit, durch Fertigkeit zum Gewinne des Beifalls der Zuschauer bringen, auf den sie hohen Werth setzen. Sie treiben zur Zeit der Muße auch das Würfelspiel und zwar mit einer Begierde und Leidenschaft, die sie dahin bringt, sogar ihre eigene Freiheit auf den letzten Wurf zu setzen, so daß nun auch der jüngste und streitbarste, wenn er nun alles verloren, willig in die Knechtschaft geht. Den Knechten sind nicht, nach römischer Sitte, bestimmte Zweige häuslichen Dienstes angewiesen, sondern die Vertheilung der Arbeit geschieht nach voller Willkür des Herrn unter sie, die Hausfrau und die Kinder. Selten kommt es dabei zu körperlicher Züchtigung; hat aber der Herr seinen Knecht im Zorne getödtet, so bleibt er gleichwohl unbestraft. Die Freigelassenen sind bei ihnen nicht viel höher als die Knechte gestellt und gelangen nicht zu öffentlichen Aemtern. Leichengepränge ist kein Gegenstand ihres Ehrgeizes; nur darauf halten sie, daß die Körper ihrer Vornehmsten auf Scheiterhaufen aus einer erlesenen Holzart verbrannt werden. Die Waffen, öfters auch das Streitroß des Verstorbenen, werden mit hinzugelegt. Sie verschmähen den Prunk schwerfälliger Monumente; ein bloßer Rasenhügel bezeichnet die Grabstätte. Ihre Klagen verstummen, ihre Thränen trocknen schnell, aber der Schmerz weicht nicht aus ihren Herzen. Dem Weibe geziemt es, zu trauern, dem Manne sich durch die Erinnerung an die Thaten des Verstorbenen zu begeistern.

So lautet der Bericht des Tacitus über die Sitten und Gebräuche der Germanen im Allgemeinen. So treffend aber auch die Charakterzüge dieses Gemäldes sind, so waren doch die Nachrichten, die diesem Geschichtschreiber zu Gebote standen, noch viel zu dürftig, als daß sein Gemälde vollständig genannt werden könnte und wir fügen aus späteren Geschichtsquellen noch Mehreres bei.

Starb ein Herzog des Landes, folgte ihm sein Sohn in der Herrschaft. Der fränkische König behielt sich allein vor, den Nachfolger anzuerkennen und zu bestätigen, als Zeichen von dessen Abhängigkeit, oder daß Bojoarien nicht mit den Feinden des Frankenlandes halte. In allen andern genoß der Fürst unabhängiges Recht zu Bündnissen, Frieden und Kriegen.

Das Land selbst aber lag noch lange nach den Völkerwanderungen halb öde und verwildert, wie es die Eroberer mit bewaffneter Faust den Römern abgerungen hatten. Um die zerfallenen Tempel und Paläste hingen gebrechliche Hütten, kaum Schattenbilder von der untergegangenen Städte Volksmenge und Pracht. Auf den Trümmern Juvaviums standen finstre Waldungen. Die Burgen, Wälle, Warthürme und Schanzen der fünfzig Meilen langen Grenzwehr an der Donau waren gebrochen und zertreten. Eine neue Erdrinde hatte sich im Laufe der verwüstenden Jahre über jene Hochstraßen gelagert, welche sonst weit auseinandergelegene Länder mit einander verbanden. Der Bojoarier wußte die zahl-

reichen Marmortrümmer, Aschenkrüge und versunkener Grabmäler nicht zu deuten, welche er aus seinem Acker grub. Alles, was römisch gewesen, lag vernichtet, und unter verwildertem Rasen ruhten neben vergangenen Menschengeschlechtern die Denkmäler ihres Lebens.

Die Bojcarier breiteten sich gegen Osten aus bis zur Ens, gegen Westen bis zum Lech, gegen Norden behauptete die Donau ihr altes Grenzrecht, gegen Süden lagen die Hütten hoch hinauf im Gebirg an der Drau und der Piare Quellen an den Grenzen der Longobarden. Das Volk bildete große Gemeinden oder Gauen, wie die Eroberer sich in die Landschaften getheilt hatten. Den Gau bezeichnete ein Fluß, ein See, ein Berg.

Das weitläufige Gebiet hatte keine ummauerten Städte. Der Germane, in natürlicher Freiheit erwachsen, scheute sie gleich großen Kerkern. Ihn freute das Dorf mit zerstreuten Hütten, der einsame Weiler. Ein Hag von zugespitzten, mit Weiden verflochtenen Pfählen umzäunte das freieigene Gut des Bojoaren. Ein Querbalken hielt die hölzernen Wände des Hauses; das leichte Dach eine Firstsäule (Firstsul) oder Eckpfeiler (Winchilsul) von Holz. Die Kunst mit Steinen zu bauen ist erst später den Klöstern abgelernt worden, welche Kalköfen anlegten. Um die Wohnung standen kleinere Gebäude zum Behuf der Haus- und Landwirthschaft, Backöfen, Stallung, die verschlossene Scheuer (Scuria), der offene Schopf (Scof) oder freie Kornbehälter (Parch).

In der Nähe des Hofes grünte oft ein Baumgarten. Ihn zu verwüsten galt sträflicher, als die Verstümmelung eines Mannes. Weinbau ist erst in späterer Zeit an der Donau getrieben worden, als den Lombarden und den Franken die Zucht der Rebe abgesehen ward. Bienenstöcke der Wälder wurden in Stöcken von Rinden, ausgehöhlten Blöcken oder geflochtenen Körben gezähmt, aber noch größere Sorge den Heerden geweiht.

Leibeigene bauten das Gut, Mägde verfertigten Kleider von Wolle und Linnen. Der Knecht ging in Thierfellen. Nachbarn schieden ihre Felder mit kennbaren Markzeichen. Was keinem Einzelnen gehörte, war öffentliches Gut, oder des Fürsten und Grafen, die es jährlich zum Ausbau ausliehen oder bleibenden Pflanzern in Zins gaben.

Jagd war des Bojoaren Freude, zu der er eigene Hunde abgerichtet hatte, mit denen er die unermeßlichen Forste durchstrich, während der treue Hofwart Haus und Stall bewachte. Die wunderbare Kunst, welche den Raubvogel lehrt, hoch in den Lüften dem Laut des Herrn zu gehorchen, war mit den Wanderungen der Völker vom winterlichen Norden herübergekommen. Gern lauerte der Jäger, seinen Falken auf der Faust, an Mooren und Seen seltenen Zugvögeln auf. Das zahme Geflügel oder der Sangvogel ergötzte die Hausfrau.

Das bojoarische Hochgebirg, dessen Kern, Granit, auf beiden Seiten einen Mantel von Schieferfels trägt, streicht zwischen Kalkbergen. Es verbirgt

viele edle Erze; Gold ward aus dem Sande der Flüsse gewaschen. Mit Schlägel und Keil wurden Schacht und Stollen in edle Gänge und Lager getrieben, deren Gestein das Feuer mürbe machte. So ist das schon von den Römern gepriesene norische Eisen gebrochen und ausgeschmolzen worden, mühsam wurde dabei das Feuer mit Handblasebälgen genährt. Auch an Salzquellen war im Gebirge, hoch ober Juvavium, da wo Reichenhall liegt, kein Mangel.

Der Handel war Tausch, Geld selten. Die Bojoarier entlehnten wie Maaß und Gewicht auch die Namen und den Werth der Münzen von den Franken. Diese prägten nur Gold- und Silber-Schillinge (Solitus) und Pfennige (Denare), doch roheren Schlages und geringeren Werthes. Sechs Goldschillinge, welche bei den Römern sechzig Silberlingen gleich galten, hatten bei den Franken den Werth von achtzig dergleichen, oder zweihundertvierzig salischer Pfennige. Diese waren die Scheidemünze des Landes.

Im alltäglichen Verkehr kümmerte zwar den Bojoarier die scharfe Berechnung des Münzfußes wenig; aber doch würdigte er mit Geld alle Dinge des Lebens, Waaren und Menschen. Da ihm Strafe nur als gesetzlich beschränkte Rache und diese nur als Entschädigung des Beleidigten galt, konnte jedes Verbrechen mit Geld abgebüßt werden; Hochverrath allein und Fürstenmord nicht, denn hier war das Gemeinwesen zu rächen.

Jede Gattung boshafter Verletzungen des menschlichen Leibes hatte gesetzlich bestimmte Werthung an Geld, oder büßte durch eine Stufenfolge von Genugthuungen. — Wer die Gattin verstieß, besänftigte deren Verwandte mit achtundvierzig Goldschillingen und gab der Verlassenen das vor der Vermählung zugesagte Gut und sonstiges Eigenthum. Dieses und lebenslange Nutznießung eines Kindestheiles war auch der Wittwe Witthum. Eine Gattin des Kinderlosen nahm von allem Erbe die Hälfte, das Uebrige des Verstorbenen Verwandtschaft. Fehlten Verwandte bis zur siebenten Geschlechtsstufe, erbte der Landesherr.

Wer nicht, wie das Gesetz bestimmte, einen Frevel büßen konnte, mußte mit sich selbst bezahlen: er ward leibeigen. Dann stand er im Werthe der ersten Hausthiere; er konnte wie Waare verschenkt oder verkauft werden. Seine Vergehungen wurden mit Leibeszüchtigungen, oder mit Verstümmelung oder Tod gerächt. Erst nach mehreren Geschlechtsfolgen galten die Nachkommen eines Freigelassenen den Altfreien wieder gleich.

Wegen Ermordung eines Leibeigenen ward dem Eigenthümer Wehrgeld (Entschädigung für Todtschlag) von nur zwanzig Goldschillingen erlegt. Es betrug für den Freigelassenen vierzig, für den Freien hingegen einhundertsechzig, für den Adelichen dreihundertzwanzig, für jeden aus dem Herzogengeschlecht sechshundertvierzig Goldschillinge. Mit diesen Stufen bezeichnete das Gesetz zugleich den Abstand der verschiedenen Glieder des Volkes. Darum wird sogar

dem Leben des Herzogs ein Wehrgeld bestimmt und dieses zu neunhundertsechzig goldenen Schillingen angeschlagen.

Des Herzogs Leben war heilig wie seine Würde. Er behielt diese, so lange er mannhaft sein Roß tummeln, die Waffen schwingen und dem Kriegsvolk in der Schlacht vorstehen konnte.

Er besaß, wie jeder Freie, erbeigenes Hausgut, vom öffentlichen war ihm Nießbrauch gestattet. Es bestund aus Weilern, Meierhöfen, Wäldern, Feldern, die in Zins und Lehen gethan wurden, oder in Zöllen. Auflagen gab es keine, selbst in Folge des Krieges nicht.

Im Frieden leitete der Fürst die Verwaltung nach vorhandenen Uebungen und Gesetzen; er wachte über das gemeine Vermögen, über die Richter, daß sie gerecht sprachen, allen Satzungen treu. Mit Fürsten fremder Völker unterhandelte er; zu Krieg und Friede hatte er Vollmacht.

Aber neue Gesetze zu machen, welche Alle betrafen, Schenkungen, Tausche, Verträge um Landesgut zu bestätigen oder zu vernichten, war Sache der Stände. Sie kamen zum Landtag zusammen, Priester, Grafen, Richter, die Ersten des Volkes, an ihrer Spitze der Herzog. Unbeschränkte Herrschaft war bei keinem deutschen Volke.

Wie der Herzog dem gesammten Lande, stand jeder Graf seinem Gaue vor. Gleichwie der Herzog auf Hoftagen über den Zwist seiner Großen, sprach der Graf ein- oder zweimal des Monats im Erb-

hof oder an offener Wallstätte über die Streitigkeiten seiner Gauleute. Ihm zur Seite saß der Richter, auch mancher in diesen Sachen erfahrene Mann. Jenem ward von Vielem der neunte Theil der Strafgelder entrichtet; Nebenbußen fielen zuweilen auch dem Landesherrn, für den Schutz (Fredum), welchen er, das Gesetz handhabend, wider Selbstrache gewährte. Beklagten, unfähig, ihre Sachen zu führen, ward Beistand (Mundeburde) erlaubt; der Zeuge, nach uraltem Brauch, beim Ohr gezogen. *)

Alle Satzungen waren einfach, wie die Lebensverhältnisse eines Volkes, das sich vom Erzeugniß seiner Heerden und Völker nährte, ohne dem Kriegsgeist treulos zu seyn, durch den es in diese Weltgegend geführt war. Feigheit erschwerte jedes Verbrechen. Gewaltsamer Raub schien verzeihlicher, als diebische List, und den Mann schwer verwunden ein leichteres Vergehen, als schwache Weiber mißhandeln. Mit Ernst gebot das Gesetz Gastfreundlichkeit gegen Fremdlinge, ein Beweis, wie wild die Sitte dieses Volkes ursprünglich gewesen, welches lange auf seinen Zügen an Raub gewohnt war. Wer den Reisenden mordete, wurde gestraft wie Todtschläger eines eingebornen Freien. Blieb der Mißhandelte oder Beraubte am Leben, zahlte der

---

*) Das Ohrzupfen (aurem perveliere) galt schon bei den Römern als sinnbildliche Handlung, als Erinnerungszeichen, war daher schon bei ihnen vor Gerichten an Zeugen üblich.

Thäter das Doppelte, als für gleiches Vergehen gegen Einheimische.

Weil den Angeklagten auch Führung verneinender Beweise gestattet war, so geschah es oft, daß durch Widerspruch der Aussagen und Eide, oder das Schweigen des Gesetzes das Gewissen des Richters bedrängt wurde. Dann entschied Zweikampf. Ein Kriegervolk, im Denken ungewandt, scheute List mehr als Waffenstärke. Ihm galt der Tapfere redlicher als der Feigling, denn Muth gibt Offenheit, Furcht Ränke. Auch lag in dem Glauben der Bojoarier, die Gottheit schirme gerechte Sache.

Sobald Kläger und Beklagte dem Richter Pfand gegeben, wurden sie bis zur Kampfstunde bewacht. Inzwischen wählten sie vier freie Männer zu Zeugen. Ein ledern Wamms mit Aermeln bis zum Ellenbogen, ein hölzerner Schild mit Thierhaut überzogen, und Handschuhe waren ihre Bedeckung. Auf dem Kampfplatze schworen sie dem Richter Gerechtigkeit ihrer Sache. Die Waffe ward eingesegnet, dem Zuschauer verboten, das Gefecht zu stören.

„Lasset die Kämpfer an einander!" rief der Ehrenhold, und zu ihnen gewandt dreimal der Richter: „Rüstet euch!", gab das Zeichen, und sie stürzten gegen einander.

Dem Besiegten wurden hierauf die Waffen abgenommen und diese hinaus auf den Platz geschleudert. Der Ueberwinder trat zum Richter, sprechend: „Hab' ich das Meinige geleistet?" Und

unter zujauchzendem Getümmel der Menge zog er schuldfrei von dannen.

Nicht immer fand aber Gefecht auf Tod und Leben (Kampfvüch) statt, oft genügte des Gegners Ergebung und Verwundung (Buehading). Das Weib, der Priester, alle, die nicht fechten konnten, stellten einen Kämpen (Campio). Fiel dieser Fürfechter, und wäre er Mann des ersten Adels gewesen, zahlte, wer ihn berufen, um seinen Tod nur zwölf goldene Schillinge.

Erscholl der Kriegsruf des Herzogs, versammelte sich das Heer. Jeder Freie folgte dem Banner seines Gaues. Der lange Schild (Hereschild) und Harnisch (Halsperga) waren seines Leibes Schutz; Spieß, kurzes Schwert und Streitart seine Trutzwaffen, dazu ein fern treffender Bogen, auf dem oft vergiftete Pfeile lagen. Jeder sorgte für eigene Bewehrung und Kost; das Glück der Schlacht für das Uebrige.

Vor dem Heer zog der Fürst; vor dem Volke jedes Gaues dessen Graf. Die Schaaren theilten sich in Rotten von hundert Streitern (Hundrodas), über jeder stand ein Hauptmann (Centurio), die Rotten in Züge von zehn Mann (Zenta), die der Zehntmeister (Decanus) führte.

Im Lager, wie im Freundesland, galt strenge Zucht; für Unordnung blieb der Graf verantwortlich, dessen Haufe sie begangen hatte. Nach Kriegsgesetz mußte selbst der freie Mann, sonst nie, Stock-

schläge dulden, sich kleiner Vergehungen wegen auch wohl fünfzig derselben gefallen lassen.

Die Kunst der Heerbewegung im Zug oder auf dem Schlachtfeld, die bei den Römern vollkommen war, kannte man nicht. Dem Gedanken des Feldherrn fehlten noch Wege und Mittel, in das Geglieder ungelenker Schlachthaufen als Seele des Ganzen leitend überzugehen. List entschied wenig; Muth, Ueberzahl oder Vortheil der Waffenart Alles. Mann stritt gegen Mann im allgemeinen Gewühl. Des Landes Plünderung, der Einwohner Entführung zur Leibeigenschaft war Folge des Sieges.

Den Kriegszug endete der Winter. Dann suchten die Kriegsvölker, mit Beute beladen, ihre Heimath. Ein neuer Kriegszug machte ein neues Aufgebot nöthig. Besatzung wurde in eroberten Ländern nie oder selten zurückgelassen, der Feind aber so lange bekämpft, bis er um Frieden bat und den Vertrag einging.

Das Wort war heilig, so lange der lebte, dem es gegeben worden. Starb er, hielt sich der Andere seiner Verpflichtung entledigt. Neuer Krieg mußte entscheiden; solches Wiederkriegen (rebellare) galt nicht für Schimpf.

Unter den Karolingern behielt Bojoarien Namen und Gesetze, wie vor Alters; wie vor Alters bildeten Dörfer, Weiler und Markungen einen Zehent, dem der Zehentmeister oder Schulz vorstand, die Zehenten einen Gau, den ohne Erblichkeit des Amtes der Graf verwaltete. Die Grafen bewachten

sich gegenseitig mit eifersüchtiger Sorgfalt. Bevollmächtigte des Königs reiseten von Gau zu Gau und prüften der Richter und Gaugrafen Thun. Ueber alle setzte der König einen Statthalter. Wider die Einfälle der Grenzvölker wurden Markgrafen gestellt. Diese befahlen über mehrere Gauen zugleich, ihre Gewalt war groß, und sie mußten immer streitfertig seyn. Im Kriege befehligten sie das Heer, im Frieden die Landwacht.

Nach deutscher Ursitte war dem Volke das Recht geblieben, nach eigenem Gesetze gerichtet zu werden. Nur wurden demselben einige Zusätze beigefügt, um Raub und Diebstahl zu vermindern. Auch durfte fortan Keiner mehr mit Langschild und Lanze bewaffnet zur Wallstätte kommen.

Gemeindesachen wurden in der Versammlung aller Markungsgenossen im Zehent abgemacht, wenn sie der Schulz einrief. Harnischschau, Bestrafung Friedbrüchiger und alle Angelegenheiten des Gaues wurden in Grafendingen und Gauversammlungen vorgenommen. Des gesammten Herzogthums Geschäfte berieth der Landtag, zu ihm reisten Bischöfe und Aebte, Gaugrafen, Schulzen und wer von den Freien des Landes Zeuge seyn mochte.

Alles Urtheil ward öffentlich gesprochen, Jeder vor seines Gleichen gerichtet. Niedern Frevel richtete der Schulz, größeren, auch was Leib und Gut anging, der Gaugraf. Todesstrafe erkannte der König allein, oder wen er bevollmächtigte.

Jeder freie Eigenthümer war Krieger, jeder

Richter Anführer. Der Schulz im Frieden war Hauptmann seiner Zehentrotten im Felde, der Graf Oberster von den Wehren des Gaues; den Heerführer wählte der König.

Karl der Große hatte den Heerbann sehr vervollkommnet. Vieljährige Feldzüge lehrten ihn dessen Vorzüge und Schwächen kennen; ihm verdankte derselbe seine Macht.

Jeder Freie des Reiches, der durch Umgürtung des Schwertes, mit Schild und Lanze wehrhaft geworden, war wenigstens zu einem Zuge kriegspflichtig und zwar die ersten drei Monate auf eigene Kosten. Jährlich ward dreimal Heerschau gehalten. Erging das Aufgebot zum Kriege, zog Jedermann, der zwölf Höfe besaß, aus im vollen Harnisch, mit Speer und Schwert, mit Schild und Sturmhaube zu Roß. Für eigene Rüstung mußte selbst noch der Eigenthümer von fünf Meiergütern sorgen. Von allen übrigen Freien, die nur zwei Höfe besaßen, ging je der Zweite in's Feld, der andere mußte ihn mit Waffen versorgen. Besitzer einzelner Höfe rüsteten den Dritten aus mit Spieß und Schild und Bogen nebst zwei Sennen und zwölf Pfeilen. Selbst Kirchen und Klöster waren nicht vom Heerbanne frei; die reicheren mußten Mannschaft stellen und Schaarwerk leisten, die ärmeren den Gott der Heerschaaren für die königlichen Waffen anflehen.

Obwohl der König aus dem Ertrage eigenthümlicher Meiereien seine Hofhaltung, das Land den Aufwand seiner Reisen, das Heer zum Theil

die Kosten seiner Feldzüge trug, heischte doch das Gepränge, welches ihn umgab, große Einkünfte. Zur Verwaltung derselben aus den Gefällen aus Wehr- und Strafgeldern, Zöllen, Münzstätten, Bergwerken, Forsten und andern Staatsgütern gab es Einnehmer im ganzen Reich. Dazu kam, was auf Maiversammlungen Fürsten und Vasallen an Geschenken brachten, oder die reichen Kriegsbeuten in eroberten Ländern. Dennoch fehlte es an außerordentlichen Steuern nicht.

Nachdem Karl der Große die Kaiserkrone auf's Haupt gesetzt hatte, verschmäht er trotz der Einfachheit seines häuslichen Lebens nicht, die kaiserliche Majestät glänzen zu lassen. Ihm küßten freie Männer demuthsvoll den Staub der Füße, die Ersten seines Reiches nur sein Knie.

Ueberall umzog ihn zahlreiche Dienerschaft in streng bezeichneten Geschäftskreisen. Seiner gesammten Hofgeistlichkeit stand ein Erzkaplan, den von ihr besorgten Geheimschreibereien ein Erzkanzler vor. Dieser schlichtete die kirchlichen Streithändel, ein Graf der königlichen Pfalz die weltlichen, oder er trug sie zur Entscheidung dem Herrscher vor. Ueber die Einkünfte von Gesandtschaften oder Hausgütern, wie über des Hofgesindes Glanz und Unterhalt waltete der Kämmerer. Beim feierlichen Gastmahl diente der Seneschalk, auf der Jagd ein Großfalkner mit vier Jägermeistern. Herbeischaffung des Vorspanns und Pflege der kaiserlichen Rosse war dem Grafen des Marstalles anvertraut. Ein anderer

führte die Oberaufsicht über den Troß auf des Herrschers Reisen; ein anderer eilte voraus, Wohnungen und Stallungen anzuordnen. Gewöhnlich nahmen die Fürsten ihren Aufenthalt in den Abteien. Ihre Begleitung von zahllosen Hofherren und Dienern, Weibern, Kriegsknechten, Lastthieren, Wägen, Jagdhunden, war einem Heerzuge ähnlicher als der Bedienung eines Einzigen.

Das Volk lebte in großer Armuth, selbst die ausgedehntesten Besitzungen gaben nur geringen Ertrag. Noch war die Kunst der Landwirthschaft sehr unvollkommen, und man gewann kaum mehr als das Jahresbedürfniß für die Haushaltung. Auch mangelten zum Verkehr Straßen. Bei Fehljahren trat gewöhnlich Hungersnoth ein, bei gleich fortdauernden Abgaben. Diese lasteten schwer auf dem Minderbegüterten: dem Lehensherrn mußte er Zins, der Kirche Zehenten, dem Grafen Liebnuß geben. Er mußte den königlichen Bevollmächtigten auf ihren Umritten, auch Grafen und Gaurittern an Versammlungstagen Pflege reichen, dem Landesherrn im Felde bald mit Waffen, bald mit Steuern, bald mit Schaarwerken dienen.

Karl lernte auf seinen ununterbrochenen Reisen das Elend des Volkes kennen. Er wünschte dessen Lage zu verbessern. Längst schon hatten an den norddeutschen Meeresküsten, wo die sinnreichen Wenden Verkehr trieben, Gewerbe und Kunst geblüht, wie nirgends im deutschen Land. Ihre Schifffahrt ging schon, wie die der Friesen weit an den euro-

päischen Küsten. Ihre Landwirthschaft füllte die Märkte benachbarter Länder mit Ueberfluß.

Da befahl Karl, Handelswege zu erbauen. Aus dem Norden, von Bardewick her, dem Haupt der sächsischen Handelsstädte, zog er die vornehmste Straße über Magdeburg, Forchheim und Brenberg nach Bayern. Hier wurden die Waaren von Regensburg und Passau dem Innern Pannoniens wie Italiens (durch Kärnthen) zugeführt oder abgenommen, zur Unterhaltung der Straßen einträgliche Zölle, Wege und Brückengelder vom Kaufmannsgut, wie vom Hausbedarf entrichtet. Bald knüpften sich den Straßen Märkte und Messen an. Schnell fand sich der Verkehr wandernder Handels-Juden ein. Dieses Volk, ausgestreut in alle Länder, und vom Schicksal erkoren, bienenartig von einer Weltgegend Kunst und Gewerb der andern zuzutragen, oder entzweite Völker wieder friedlich im Handel zu vereinigen, hatte sich bald in Bayern verbreitet und besaß in Regensburg großen Reichthum.

In dieser Stadt sah man nun nach wenigen Jahrzehnten das große Vorrathshaus deutschen Verkehrs in allerlei Erzeugnissen des Bedürfnisses sowohl, als des Luxus. Befrachtete Schiffe schwammen die Donau ab und auf. Doch blieb der Handel der Bojoarier noch lange dürftig, auf Früchte von Heerden und Feldern, auf Honig, Wachs und Salz beschränkt.

Auch gleiches Gewicht und Maß wollte der Kaiser seinen Völkern geben zur Erleichterung des

Verkehrs, doch damit gelang es ihm nicht. Die Bojoaren ließen sich von alten Gewohnheiten und Gebräuchen nicht abbringen und blieben denselben getreu.

Am meisten wurde der Verkehr durch die große Seltenheit des Geldes erschwert. Im Herzogthum und weit umher war Regensburg lange die einzige Münzstätte. Jedermann, der sein Silber für eigenen Gebrauch ausgeprägt wünschte, trug es dahin. Aus einem Pfund Silber erhielt er zweiundzwanzig Schillinge (solidus), davon fiel dem Münzherrn einer für die Werkstätte zu. Das üblichere Geld im gemeinen Leben waren die sogenannten Dickpfennige, die groben Gepräges waren. Deren zwölf hatten erst den Werth eines Silberschillings.

Prospect dieses Werkes.

Motto: An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!

Die Vaterlandsliebe ist es, die sich nächst der Frömmigkeit als eine der schönsten Tugenden im Leben voranstellt; sie ist es, die in innigen Banden Fürst und Volk umschlungen hält, und die Völker blieben so lange glücklich, als diese Bande nicht zerrissen waren. Um so mehr ist es also Pflicht, diese Liebe nicht nur zu erhalten und zu nähren, sondern sie immer mehr zu befestigen, was allein dadurch geschieht, daß nicht nur das Volk, sondern vorzüglich die vaterländische Jugend genau mit der Geschichte ihres Vaterlandes vertraut gemacht wird. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß nicht schon für diesen Zweck Ausgezeichnetes vorliegt, was den Ruhm und die Geschichte unseres Vaterlandes in Form von wissenschaftlichen Werken, Lehrbüchern und Erzählungen gebracht hätte; aber das Bedürfniß einer bayerischen Geschichte in Form von Volks- und Jugendschriften und in Verbindung von bildlicher Anschauung machte sich geltend, und diesem zu entsprechen haben wir uns zur Aufgabe gemacht. Weise hat die hohe königl. Staatsregierung die Verbreitung von Geschichtskenntnissen unter Jugend und Volk unterstützt, was in uns die Ausführung unserer lange genährten Idee mehr und mehr befestigte, nämlich in einer Reihe von Erzählungen die wichtigsten Momente der bayerischen Geschichte hervorzuheben, die, zusammen

Ein Ganzes bildend, gleichwohl in jedem Bändchen eine für sich bestehende Erzählung enthalten.

Wir haben die Bearbeitung Männern übertragen, welche einen ehrenhaften Ruf in der Literatur einnehmen. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, diese Erzählungen von der schon vorhandenen Masse von Jugendschriften darin zu unterscheiden, daß sich diese innig an die Geschichte unsers bayerischen Vaterlandes und seiner Regenten anschließen und zeugen, wie Bayerns Fürsten und Volk, treu dem heiligen Glauben und der Sitte, ohne Furcht und Tadel, auf dem Gipfel des Ruhmes wie in äußerster Noth, einen Ehrenplatz im deutschen Vaterlande sich errungen und behauptet haben. Damit aber das Ganze nicht zu einem gewöhnlichen Geschichtscompendium werde, haben die Herausgeber auch erdichtete Personen und Begebenheiten eingeflochten, welche jedoch innig an die wirkliche Geschichte sich anschließen und die historischen Thatsachen keineswegs verrücken.

Die Vertheilung des reichen Geschichtsstoffes wird in nachstehender Weise in den zwölf Bändchen die bezeichneten Zeiträume umfassen:

1. Bdchen. Geschichte der Einführung des Christenthums unter den Bewohnern Bayerns (bis 788).
2. Bdchn. Luitpold und Arnulph (bis 1026).
3. Bdchn. Heinrich der Löwe (bis 1180).
4. Bdchn. Otto von Wittelsbach (bis 1183).
5. Bdchn. Die Theilung Bayerns unter die Herzoge Ludwig II. und Heinrich XIII. (bis 1300)
6. Bdchn. Kaiser Ludwig der Bayer (bis 1350).
7. Bdchn. Herzog Ernst und Albrecht IV. der Weise (bis 1500).

8. Bdchn. Albert V. (bis 1579).
9. Bdchn. Max I. der große Churfürst (bis 1651).
10. Bdchn. Max Emanuel (bis 1725).
11 Bdchn. Max III. der Gütige (bis 1777).
12. Bdchn. Max Joseph I. König (bis 1825).

Die Reihenfolge des Erscheinens bindet sich jedoch nicht an die vorstehend genannte Reihenfolge der Eintheilung; es werden z. B. das vierte und neunte Bändchen zuerst ausgegeben, darauf folgen das erste und zehnte; dann das dritte und achte u. s. w Wir werden jedoch trachten, das Werk in möglichster Bälde, und jedenfalls noch im Laufe dieses Jahres vollständig auszugeben. — **Jedes Bändchen besteht einzeln für sich und macht sich bei der Abnahme eines einzelnen Bändchens Niemand für die Abnahme der ganzen Reihenfolge verbindlich.**

Die saubere, freundliche Ausstattung, verbunden mit dem äußerst billigen Preise,

von nur 45 kr. oder 15 Ngr.

für jedes Bändchen von 190 bis 240 Seiten lassen hoffen, daß die Lebensbilder als **Preisebuch** und **Festgeschenk** recht zahlreich unter der Jugend verbreitet werden, sowie sie in keinem Hause fehlen sollten, dessen Bewohner mit uns in den freudigen Ruf einstimmen: „Mit Gott für König und Vaterland!"

Augsburg.

B. Schmid'sche Buchhandlung.
F. C. Kremer.

8. Bdchn. Albert V. (bis 1579).
9. Bdchn. Max I. der große Churfürst (bis 1651).
10. Bdchn. Max Emanuel (bis 1725).
11 Bdchn. Max III. der Gütige (bis 1777).
12. Bdchn. Max Joseph I. König (bis 1825).

Die Reihenfolge des Erscheinens bindet sich jedoch nicht an die vorstehend genannte Reihenfolge der Eintheilung; es werden z. B. das vierte und neunte Bändchen zuerst ausgegeben, darauf folgen das erste und zehnte; dann das dritte und achte u. s. w Wir werden jedoch trachten, das Werk in möglichster Bälde, und jedenfalls noch im Laufe dieses Jahres vollständig auszugeben. — **Jedes Bändchen besteht einzeln für sich und macht sich bei der Abnahme eines einzelnen Bändchens Niemand für die Abnahme der ganzen Reihenfolge verbindlich.**

Die saubere, freundliche Ausstattung, verbunden mit dem äußerst billigen Preise,

von nur 45 kr. oder 15 Ngr.

für jedes Bändchen von 190 bis 240 Seiten lassen hoffen, daß die Lebensbilder als **Preisebuch** und **Festgeschenk** recht zahlreich unter der Jugend verbreitet werden, sowie sie in keinem Hause fehlen sollten, dessen Bewohner mit uns in den freudigen Ruf einstimmen: „Mit Gott für König und Vaterland!“

Augsburg.

B. Schmid'sche Buchhandlung.
F. C. Kremer.

Brug, Franz Maria

Das christliche Bayern geschichtliche Uebersicht der Einführung des Christenthums in Bayern

Augsburg 1854